

POLITICUM

WiSe 2025/26



ÜBER

GELD SPRICHT

MAN NICHT

◆ Reichtum und Vielfalt ◆

LIEBE KOMMILITON*INNEN,

Reichtum – das Wort klingt nach Villen, Champagner und Luxusyachten, während wir mit steigenden Mensapreisen, Mietwuchern und BAföG beschäftigt sind. Und doch ist genau das unser Thema. Denn während Reichtum in dieser Gesellschaft immer stärker konzentriert wird, sollen wir an der Uni lernen, mit weniger auszukommen.

Mit der neuen Sparpolitik des Landes NRW wird nun auch an den Hochschulen der Rotstift angesetzt: unter dem Vorwand der „Haushaltskonsolidierung“. Was das bedeutet, merken wir alle: weniger Mittel für Lehre, weniger Personal, weniger Raum für Austausch. Ausgerechnet an den Orten, an denen Reichtum eigentlich entstehen sollte – Reichtum an Wissen, Kommunikation, Begegnung. Auch unsere Institute sind davon betroffen: Lehrpersonal bleibt unterbesetzt, Seminare überfüllt, SHK-Stellen werden gekürzt, das Mentorat ist überlastet und sogar unsere Institutsbibliothek ist gefährdet. Studierende sollen effizienter werden, Lehrende mehr leisten – aber ohne die nötigen Ressourcen. Wir sagen: Das ist kein nachhaltiger Umgang mit Bildung, sondern eine Politik der Verarmung – geistig wie institutionell.

Deshalb haben wir uns als Fachschaft trotz der unaufhaltbaren Wirkungen der Sparpolitik für den Brandbrief zur Lehrqualität eingesetzt und klar Stellung bezogen: Gute Lehre braucht gute Bedingungen – und die kosten Geld. Bildung ist kein Sparmodell. Sie ist eine Investition in die Gesellschaft.

Und gerade weil die politische und materielle Lage angespannt ist, halten wir mit einem anderen Verständnis von Reichtum dagegen, das sich nicht in Zahlen, sondern in Gemeinschaft, Engagement und Zusammenhalt ausdrückt. Unsere Ersti-Wochen waren ein perfektes Beispiel: voller Energie, Gespräche, neuer Freundschaften – ein Reichtum, der aus Beteiligung entsteht. Und auch in den nächsten Monaten wollen wir diesen Geist weitertragen: bei Weihnachtsfilm- und Markt-Abenden, der Weihnachtsfeier, dem Spieleabend und etlichen zu-

künftigen Partys und Events. Orte, an denen man mal durchatmet, lacht, tanzt – und sich daran erinnert, dass Reichtum auch anders definiert werden kann.

Wir wissen, dass nicht jede*r gleich viel Zeit oder Nerven hat, sich zu engagieren. Aber jedes Gespräch, jede Beteiligung macht unsere Fachschaft reicher – und hält das am Leben, was sonst in den Sparrunden verloren ginge: studentische Stimmen, Solidarität und Gestaltungswille. Also laden wir euch ein, all dies mit uns zu teilen! Kommt zu unseren Sitzungen, bringt euch ein, widersprecht, feiert, diskutiert. Gerade jetzt brauchen wir eine Fachschaft, die laut bleibt: kritisch, lebendig und überzeugt davon, dass wir unseren Beitrag leisten können.

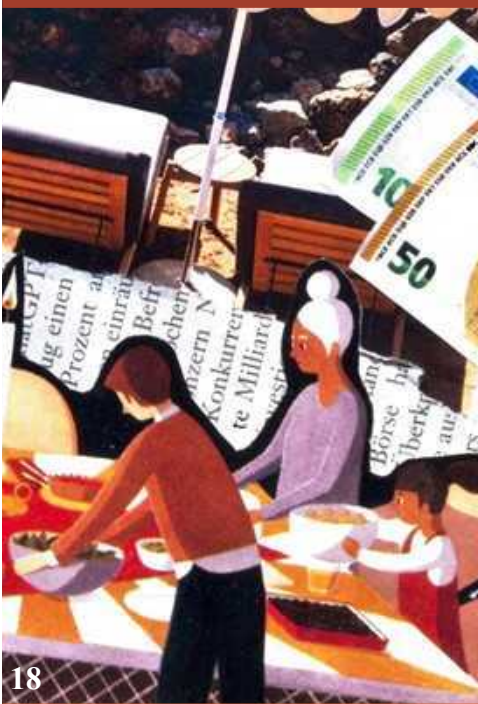
Kommt zur Fachschaftssitzung! Mittwochs, 20 Uhr, im Großen Übungsraum der Lennéstraße 27.

Wir freuen uns auf euch!

Matilde & Aleks

Vorsitz der Fachschaft SozPol
Universität Bonn





ÜBER GELD SPRICHT MAN NICHT

REICHTUM.	4
„Old Money Aesthetic“ Paul Weißenfels	5
Viel Spiritus, wenig Sanctus – Reichtum der Kirche Jakob Feldmann	8
Die wohlhabendsten 10 % Deutschlands – zwischen Lehrer*in und Millionär*in Milena Tragsdorf	12
Gar nicht so komplex! Keno Vitzthum	14
„Der Schlipslose“ – das Portrait eines Armen? Benedikt Mause	16
IM FOKUS: Sicherheit als Reichtum – Schluss mit dem gegebenen Frieden? Jakob Feldmann	20
REICHTUM?	24
Was reicht (Gedicht) Hanna Navarro	24
Ruhe – unbezahlbar? Valentina Konych	25
Wir können nicht reicher werden, wenn die Umwelt ärmer wird Elisa Madelung	28
Kölsche Sproch Niklas Brückmann und Daniel Cautnic	32
Was ist Reichtum? Jonas Pfitzner	34
Nachrichtendienste und Vielfalt Leander Sachs	36
Human Resources (Fotostrecke) Rebecca Größ-Ahr	40
IM FOKUS: Stolpern und Aufstehen – Frauen in der Politik Daniel Cautnic	42
REICHTUM!	48
Reichtum im Diskurs: Gedanken zu einer unbegrenzten Produktion Karsten Römling	49
Die Orgel – ein kleiner Liebesbrief Benedikt Mause	54
„22 Bahnen“ – Armut und Aufstieg in Gegenwartsliteratur Jakob Feldmann	56
REDAKTIONSSCHLUSS	58
IN EIGENER SACHE	62
IMPRESSUM	63

REICHTUM.

„Jeder sorgt für sich und am lustigsten lebt derjenige, der sich selbst am besten zu betrügen versteht.“

~ Fyodor Dostoevsky, *Schuld und Sühne*

„Hier wohnt keiner mehr zur Miete, hier hat jeder was geerbt. Und sie lassen dich spür'n sie können dich gut leiden, doch manche der Tür'n werden dein Leben lang zu bleiben.“

~ Kraftklub, *Wittenberg ist nicht Paris*

„Es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher ins Reich Gottes komme.“

~ Mk 10,25

Emil: „Ich glaube, wenn man zu Hause wenig über Geld spricht, hat man viel von der Sorte.“
Der Professor: „Das ist schon möglich.“

Emil: „Siehst du. Wir sprechen oft darüber, meine Mutter und ich.“

Wir haben eben wenig.“

~ Erich Kästner, *Emil und die Detektive*

„The opposite of poverty is not wealth. The opposite of poverty is justice.“

~ Bryan Stevenson, *Just Mercy*

[Muscari said:] „[...]To be clever enough to get all that money, one must be stupid enough to want it.“

„I'm stupid enough for that“, said Ezza gloomily.

~ G. K. Chesterton, *The Paradise of Thieves*

Essay

„Old Money Aesthetic“

Essay

Viel Spiritus, wenig Sanctus – Reichtum der Kirche

Essay

Die wohlhabendsten 10 % Deutschlands – zwischen Lehrer*in und Millionär*in

Essay

Gar nicht so komplex!

Portrait

„Der Schliplose“ – das Portrait eines Armen?

„OLD MONEY AESTHETIC“

ALTER REICHTUM ROCKT! (AUF TIKTOK, PINTEREST, INSTAGRAM & CO.)

PAUL WEIßENFELS

POV: Du LEBST Old Money. Das kunstvoll verzierte Tor deines familiären Landhauses öffnet sich. In einer schwarzen Limousine aus den 1960ern fährst du die Allee zu dem Anwesen hinauf, das schon dein Urgroßvater hat bauen lassen. Auf dem Kühlergrill deines Rolls-Royce thront die Emily-Statuette. Du trägst: Champagner-Farbe, Seide, klassische Eleganz.

Old Money, New Money, No Money

Auf TikTok, Pinterest und auch Instagram nimmt der Trend rund um das alte Geld stetig an Fahrt auf; im Fokus steht besonders der noble Kleidungsstil. Die Neuropsychologin und Modederaterin Dr. Carolyn Mair formuliert im Jahr 2024: „Was wir tragen, ist wie eine zweite Haut und spiegelt unsere Identität wider – selbst wenn andere unsere Identität vielleicht nicht verstehen.“ Kleidung prägt, wie wir voneinander denken und somit unseren Umgang miteinander. In Slideshows von Pinterest-Poser*innen und Edits von altreichen Jugendlichen sowie jungen Erwachsenen, die sich beispielsweise in dezenten Poloshirts, weißen Chino-Hosen und wertigen Loafers auf hölzernen Segelbooten in der Sonne baden, präsentieren Bewunderer*innen dieses Stils exklusive Lebensverhältnisse.

Online dominieren Fanaccounts den Trend, die das stilistische Auftreten von Personen mit *generational wealth* glorifizieren. Der Sound „Money talks, money talks / Dirty cash, I want you / Dirty cash I need you, oh“ von PAWSA und The Adventures of Stevie V untermalt eine Vielzahl dieser Edits. Die Devise: Altes Geld ist leise. Altes Geld spricht für sich. Old Money grenzt sich ab von New Money und deren schrillen sowie modemarkenlogobesessenen Designs. An vererbtes Vermögen gewöhnt, bedarf es keiner plakativ zur Schau gestellten Bekräftigung dieser Wohlstandsbasis. Doch was folgt aus diesem den jungen, eher unbemittelten Nutzer*innen in sozialen Netzwerken dargebotenen Fashion-trendnarrativ? Verstehen sie die Old Money-Identität?

Wurzeln und Impulse

Aufgekommen ist der Trend mit der Corona-Pandemie, die Ursprünge liegen jedoch schon viel früher. Im deutschsprachigen Raum sind „Popper“ in den beginnenden 1980er Jahren populär. Popper*innen haben insofern Parallelen zu Old Money, als dass sie den konsumistischen Überfluss zur Schau stellen, ohne dabei gegen „das Establishment“ zu rebellieren, wie es simultan Punker*innen

sowie Rocker*innen taten. Und auch der damalige „Popper“-Style ließ sich von älteren Stilströmungen inspirieren, wie etwa den gutbürgerlichen Outfits der privilegierten Student*innen amerikanischer Elite-Unis. Bekanntlich recycelt sich Mode immer wieder neu. Es ist ein inniger, menschlicher Wunsch, zu tragen, was in Mode ist, also das, was Personen in der eigenen Umgebung tragen. Mit dem mächtigen Verlangen nach Zugehörigkeit kommt ebenso die zumindest visuelle Abgrenzung von denen, die nicht dem eigenen Auftreten entsprechen. Old Money huldigt den Wenigen, die aus Zufall über ein *generational wealth*-Polster verfügen. Ist Old Money eine konservative Reaktion auf queere Styles und woke Tendenzen? Eine Wiederbesinnung auf das, was alt-hergebrachte Klasse vermeintlich repräsentiert? Warum muss das Label „Old Money“ sein? Durch den Trend findet ein *glazing* (ugs. sinngemäß: über Gebühr abfeiern) durch Massen junger Menschen statt, die die nicht-selbstverdienten Unsummen von britischen Royals gleichermaßen wie das Erbe der Familie Rockefeller bejubeln, unter Verweis auf ihren herausragenden Stil. In der Online-Bubble scheint vergessen zu werden, dass auch dieses Vermögen „dirty

money“ ist, um es in den Worten des zuvor genannten, hypnotischen Old Money-Tracks zu sagen. Denn *generational wealth* fußt bei weitem nicht nur auf Leistung. Er gründet ebenso auf kolonialen Verstrickungen und feudalen Besitzverhältnissen, wie sie im Falle europäischer Monarchien sichtlich werden. Hinzu kommen monopolistische Ausbeutung und politischer Opportunismus, exemplarisch verkörpert von Dynastien wie der Familie Rockefeller.

”

Vielleicht möchte man in einer Welt, in der die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter wächst, zeigen, dass man nicht zu den Verlierer*innen gehört.

“

Schnäppchen, Schrott und Statusillusion

Auch ich bekenne mich schuldig, habe ich doch auch in fernerer Vergangenheit schon einmal nach „Old Money Aesthetic“ Outfit-Inspirationen auf Pinterest gesucht. Schnell wird jedoch klar, dass einem 14-jährigen Social Media-Konsumenten nicht die finanziellen Optionen gegeben sind, sich ein angepriesenes, einfarbiges Tom Ford Poloshirt für mehrere Hundert Euro zu kaufen. So greifen manche, unbedarfte Old Money-Interessierte stattdessen auf Fast Fashion Angebote von chinesischen Niedrigpreisgiganten wie Temu oder Shein, sowie von etablierten Riesen wie H&M oder C&A zurück, wo eine Unmenge billiger, trendsprechender Kleidungsstücke bei der Suchanfrage „Old Money Style“ zu finden ist. Spätestens bei der Lieferung wird daraufhin klar, dass man ein Produkt



Beispiel eines dem Old Money-Trend entsprechenden Fast Fashion-Produkts (rechts). Preis: unter 10 €. 100 % Polyester made in China. Im Gegensatz dazu ein vintage Lacoste Polo Shirt (links). 100 % Baumwolle. Jahrzehnte alt; Second-Hand über Vinted gekauft.

gekauft hat, an dessen Langlebigkeit, Klasse und Noblesse aufs Äußerste zu zweifeln ist. Extrem hohe Anteile von Polyester in einigen Old Money Fast Fashion-Fabrikaten lassen nicht nur die Träger*innen des Trendprodukts schwitzen, sondern auch Umweltschützer*innen, die entschieden vor den Folgen der sich intensivierenden Polyesternutzung in der Modeindustrie warnen. Greenpeace Österreich weist nachdrücklich darauf hin, dass die Mikroplastikfasern beim Waschen peu à peu in den Wasserkreislauf gelangen. Synthetische Textilien sind Modellrechnungen zufolge für 34,8 % des Mikroplastiks in den Weltmeeren verantwortlich. Darüber hinaus sind der enorme Ressourcenverbrauch bei der Kleidungsherstellung, die Nutzung nicht-regenerativer Materialien in Kombination mit dem Gebrauch giftiger Chemikalien, sowie die prekären Arbeitsbedingungen weitere schwerwiegende, problematische Faktoren. Content Creator*innen auf allen sozialen Netzwerken katalysieren die Fast Fashion Fabrikation mit „Style Sets“ für bis zu unter 10 €. Dass diese vorgestellten Outfits noch etwas mit der archetypischen Identität, Eleganz und Wertigkeit von Old Money zu tun haben, ist bei vielen Zusammenstellungen klar zu verneinen.

Abschließend möchte ich betonen, dass ich hochwertiger Kleidung keineswegs grundsätzlich die Daseinsberechtigung abspreche. Nachhaltigere und unter besseren sozialen Bedingungen hergestellte Bekleidung ist zurecht geschätzt. Langlebige Kleidungsstücke und „Vintage Pieces“ zu humanen Preisen lassen sich auf Second-Hand-Börsen überall finden. Klassisch, gediegen, fair. Dass Old Money der Überbegriff für den klassisch-eleganten Stil sein muss, bezweifle ich stark. Vielleicht möchte man in einer Welt, in der die Schere zwischen Arm und Reich immer weiter wächst, zeigen, dass man nicht zu den Verlierer*innen gehört.

OLD MONEY



VIEL SPIRITUS, WENIG SANCTUS – REICHTUM DER KIRCHE

JAKOB FELDMANN

Manchen dürfte es noch in Erinnerung geblieben sein: der Skandal um den neuen Bischofssitz in Limburg. Anfang der 2010er-Jahre ließ Franz-Peter Tebartz van Eltz, der damalige Bischof von Limburg, das Bischofs- haus für etwa 31 Millionen Euro aufwendig sanieren. Besonders verschiedene Luxuseinrichtungen, wie eine höhenverstellbare Toilette, eine Privatkapelle und ein Reliquienkeller, sorgten in der Öffentlichkeit für große Empörung. Die Folge waren viele Kirchenaustritte und die Versetzung des Bischofs.

Doch Limburg ist bei weitem kein Einzelfall. Die Finanzsituation der evangelischen und katholischen Kirche in Deutschland (im Folgendem zur Übersicht als „die Kirche“ bezeichnet) ist äußerst intransparent und deutlich rosiger, als es die Opferstöcke vermuten lassen würden. Da für die Kirche nicht die gleichen Regulierungen wie für Unternehmen gelten, gibt es über die genaue Finanzlage keine öffentlichen Zahlen. Alle Einordnungen beruhen auf Schätzungen. Diese belaufen sich allerdings im Regelfall auf etwa 250 bis 350 Milliarden Euro. Dieses gewaltige Vermögen macht die beiden Kirchen mit weitem Abstand zu den größten zivilgesellschaftlichen



Eigentümern von Immobilien und Kapital.

Ein System mit göttlicher Rendite

Ein großer Teil des kirchlichen Vermögens sind Immobilien. Dazu zählen natürlich auch die Kirchengebäude, allerdings sind diese nur selten wirtschaftlich nutzbar, da sie äußerst ineffizient im Unterhalt sind. Viele Kirchen sind deshalb im Grundbuch mit einem symbolischen Euro vermerkt, auch weil ein Verkauf dieser Immobilien ohnehin selten in Frage kommt. Ganz anders sieht es bei lukrativen Immobilien in Innenstadtlagen aus: In Köln etwa besitzt das Erzbistum Kaufhäuser in bester Lage, die jedes Jahr Millionengewinne abwerfen. In der Städteregion Aachen gehören einer kirchlichen Gesellschaft rund 26.500 Wohnungen. Auch im Gesundheitssektor ist die Kirche stark vertreten. Mit ihren zahlreichen Trägergesellschaften hat die Kirche Beteiligungen in vielen Krankenhäusern. Wohlgemerkt ohne die betrieblichen Kosten selbst zu stemmen. Zwar dürfen diese gemeinnützig geführten Zweckbetriebe, zu denen auch alle anderen kirchlichen Pflegeeinrichtungen, Schulen etc. gehören, keine Gewinne erwirtschaften, aber dennoch erhält die Kirche durch diese eine immense

gesellschaftliche Macht. Einerseits ist der deutsche Wohlfahrtsstaat von den Strukturen der Kirche abhängig, andererseits gelten für die Kirche beim Betrieb der Einrichtungen steuerliche Vorteile und nur sehr eingeschränkte Arbeitnehmer*innenrechte. Für kirchlich Angestellte gelten weder Tarifbindungen, noch das Streikrecht. Kirchenaustritt, Lebenspartnerschaft nach Scheidung oder auch das Ausleben einer anderen als der heteronormativen Sexualität können unter Umständen ein Kündigungsgrund sein.

Ein noch intransparenterer Teil des Kirchenvermögens sind die Finanzwerte der Kirche. Bekannt sind zahlreiche Beteiligungen an Unternehmen und Banken, über die mittels unzähliger einzelner Stiftungen verfügt wird. Diese Stiftungen verwalten nicht selten Vermögen von 100 Millionen Euro und mehr, mit eigenen Vermögensverwalter*innen, deren Auftrag es ist, das heilige Geld zu mehren.

Der deutsche Staat und der große Klingelbeutel

Die wichtigste Einnahmequelle der Kirche ist die Kirchensteuer. Diese wird in Deutschland vom Staat eingetrieben, wofür dieser eine Verwaltungsgebühr erhält. Dieses System ist international einzigartig und der Staat profitiert davon nur sehr geringfügig. Die Kirche dafür umso mehr. 2023 brachte die Steuer der Kirche 13 Milliarden Euro ein.

Noch bemerkenswerter sind die „Staatsleistungen“, die insbesondere die Bundesländer an die Kirche zahlen. Diese sind Reparationszahlungen, die der Staat aufgrund von historischen Enteignungen, beispielsweise der Säkularisierung 1803, an die Kirche verteilt. Jährlich geht es dabei um mehr als 600 Millionen Euro. Die Reparationen sind mittlerweile um ein Vielfaches ausbezahlt und auch schon 1949 wurde im Grundgesetz festgehalten, dass der Staat anstrebt, diese Zahlungen auszusetzen.

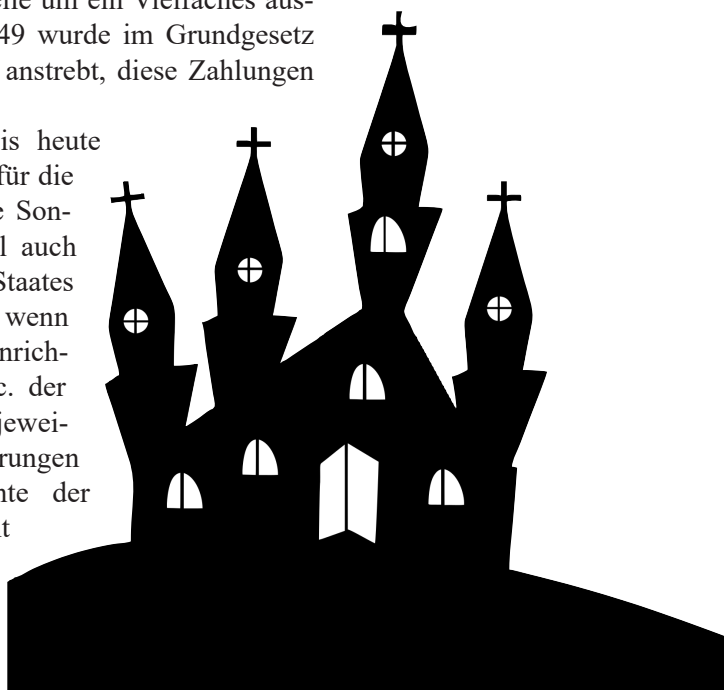
Warum dieses Vorhaben bis heute nicht umgesetzt wurde und für die Kirche darüber hinaus viele Sonderrechte gelten, liegt wohl auch an der Abhängigkeit des Staates in der Sozialpolitik. Auch wenn in den zahlreichen Pflegeeinrichtungen, Krankenhäusern etc. der Kirche die Kosten über die jeweiligen Kassen und Versicherungen abgewickelt werden, könnte der Staat diese Strukturen nicht einfach von heute auf



”

***Kirchenaustritt,
Lebenspartnerschaft nach
Scheidung oder auch das
Ausleben einer anderen als der
heteronormativen Sexualität
können unter Umständen ein
Kündigungsgrund sein.***

“



morgen durch eigene Einrichtungen ersetzen. Für unionsgeführte Regierungen ist eine Einschränkung kirchlicher Rechte besonders ungünstig, da diese zu einem gewissen Grad von der Gunst der christlichen Wähler*innenschaft und der Kirche abhängig sind. Obwohl die Mitgliedszahlen in der Kirche rückläufig sind, steht dem Wachstum der ökonomischen Macht der Kirche also scheinbar nichts im Weg.

Zwischen Geld, Kultur und Macht

Grundsätzlich ist eine gute Finanzlage der Kirche kulturell nicht unbedingt etwas Schlechtes. Die Kirche hat in unserer Gesellschaft eine stabilisierende und konservierende Funktion, insbesondere auch in Kunst und Kultur. Die Kirche führt viele Traditionen fort, die Kern unserer Kulturgeschichte sind. Viele Kirchengebäude sind wertvolle Denkmale aus unterschiedlichsten Epochen, enthalten Kunstschatze und Orgeln, deren Pflege viel Geld kostet. In Kirchengemeinden wird musiziert, Jugendarbeit und Seelsorge betrieben. Viele Menschen finden in persönlich wie weltlich stürmischen Zeiten Halt in den kirchlichen Gemeinschaften oder im Glauben. Eine funktionierende Kirche steht in gewisser Weise auch heute noch im öffentlichen Interesse.



”

Obwohl die Mitgliedszahlen in der Kirche rückläufig sind, steht dem Wachstum der ökonomischen Macht der Kirche also scheinbar nichts im Weg.

“

Klar ist aber auch, dass das kirchliche Vermögen schier perverse Ausmaße annimmt. Riesige Gesellschaften, die mit gigantischen Summen an den Börsen handeln, gehören sicher nicht zu den Aufgaben der Kirche und lassen sie eher wie ein vom Staat begünstigtes Unternehmen mit wenig Regulierungen wirken. Schon der Pastor meiner Heimatgemeinde sprach bei der Kirche immer gerne von der „Firma“.

Besonders leidvoll ist die Sonderstellung der Kirche sicher für die knapp zwei Millionen Angestellten in kirchlichen Einrichtungen, die einerseits nicht tariflich abgesichert sind und andererseits für den Fall, dass sie nicht dem Idealbild der Kirche entsprechend leben, immer von Kündigungen getroffen werden können. In vielerlei Hinsicht haben Arbeitnehmer*innen der Kirche weniger Rechte als Arbeitnehmer*innen in den USA.

All das ist nicht zeitgemäß, nicht gerecht und nicht wichtig für die eigentliche Arbeit der Kirche. Profitieren können von der aktuellen Lage nur die Bistümer, die so weiter ihren Machtstatus sichern können. Das stößt auch vielen Gläubigen sauer auf. Ob im Missbrauchsskandal oder in Bezug auf die Finanzlage; Die Bistümer verfolgen eine Strategie der Intransparenz und Unwandelbarkeit und verlieren so auch bei der eigenen Basis immer mehr Vertrauen.

Da Selbstreflexion und Eingeständnis nicht unbedingt die zentralen Eigenschaften von Machtzentren mit schwindendem Einfluss sind, ist klar, dass sich an dieser Situation nichts ändern wird, wenn der Staat nicht eingreift und der Kirche klare Grenzen setzt. Obwohl es leicht sein sollte, demokratische Mehrheiten dafür zu finden, wird sich an dieser Realität wohl so schnell nichts ändern, solange sich gewisse Parteien eine Nähe zur Kirche auf die Fahne schreiben. Es kommt also stark darauf an, dass vor allem gläubige Christ*innen selbst ihren Unmut laut und klar formulieren, damit der kirchlichen Elite und den konservativen Kräften keine andere Wahl bleibt, als mehr Transparenz und Gerechtigkeit walten zu lassen.





Wer das liest, ist eine Hexe

„Ach, Gott.“

Fragen
über
Fragen

~~Zerfallen und verwahrlost!~~

Auf dass der
Albtraum ende

DIE WOHLHABENDSTEN 10 % DEUTSCHLANDS – ZWISCHEN LEHRER*IN UND MILLIONÄR*IN

DIE DIFFERENZ ZWISCHEN VERMÖGENSWAHRNEHMUNG UND REALER VERMÖGENSVERTEILUNG

MILENA TRAGSDORF

„A lso, ich würde mich zu der gehobenen Mittelschicht zählen.“ Mit diesen Worten verdeutlichte Friedrich Merz in einem Interview mit der „Bild“-Zeitschrift 2018, wie paradox die Wahrnehmung von gesellschaftlichen Klassen in Deutschland ist. Laut eigener Aussage verdiente der gegenwärtige Bundeskanzler im Jahr 2018 „rund eine Million brutto“, was, entsprechend seiner Steuerklasse, ein Nettoeinkommen von etwa 500.000 € ergibt und ihn unter den obersten ein Prozent der Wohlhabendsten nach Einkommen verortet hat.

Jedoch definiert das IW Köln ein monatliches Nettoeinkommen von 1.850 € bis 3.470 € für Alleinlebende für das Jahr 2022 als Kriterium der deutschen Mittelschicht im engen Sinne. Dies ergibt ein jährliches Nettoeinkommen von 22.200 € bis 41.650 €. Ein Gehalt, welches knapp jede*r zweite Bewohner*in Deutschlands verdient. Doch fühlen sich weit mehr Menschen der Mittelschicht angehörig als die 50 %, die es sind. Eine Studie der Universität Konstanz zur Selbstwahrnehmung Deutscher im Jahr 2023 ergab, dass sich 80 % der Befragten als Teil der Mittelschicht identifizieren. Auch Befragte, welche mehr als Mittelstandsgehalt verdienen, ordneten sich dennoch dieser Gruppe zu.

Es zeigt sich somit, dass sich besonders Angehörige der oberen Mittel- und

Oberschicht häufig der Mittelschicht zuordnen, obwohl sie weit über den Verhältnissen der Mittelschicht leben. Aber wie kann man sich die Verhältnisse oberhalb der Mittelschicht vorstellen, beispielsweise oberhalb der 90 %-Grenze? Die oberen 10 % der Höchstverdienenden oder auch -vermögendsten werden häufig in Steuer-Debatten genannt. Ein Haushalt, welcher über 574.000 € verfügte, bildete für das Jahr 2023 die untere Grenze der 10 %-Vermögendsten. Dieses Vermögen

entspricht etwa einer 70 m² Wohnung in der Kölner Innenstadt und angrenzenden Vierteln. Dies mag viel erscheinen, und man möchte auf keinen Fall abstreiten, dass dies unter heutigen Bedingungen eine relativ große Wohnfläche ist, doch wirkt es für eines der 20 Länder mit dem höchsten BIP/Kopf (Stand 2024) dennoch wenig für die oberen 10 %.

Noch interessanter ist die deutsche Einkommensverteilung. Laut dem IW Köln bildet ein monatliches Nettoeinkommen von etwa 4.300 € die untere Grenze der besagten 10 %. Eine in Vollzeit angestellte, verbeamtete Lehrerin in Hamburg verdient, wenn sie keine Kinder hat und unverheiratet ist, ein Nettogehalt von 4.236,63 € (Stand Apr. 2025). Damit bildet sie die 11 %-Grenze der Höchstverdiener*innen Deutschlands. Das bedeutet, dass die Grenze zu den oberen 10 % der



Höchstverdiener*innen etwa bei einem Lehrer*innen-gehalt liegt, wenn diese*r verbeamtet ist. Dieser Beruf stand jedoch seither repräsentativ für die sogenannte „obere Mittelschicht“. So verwundert es nicht, dass sich Mitglieder dieser Berufsgruppe auch als Mittelschicht identifizieren, wenn dies gegenwärtig auch nicht mehr den realen Umständen entspricht.

Doch wieso wirkt die Erkenntnis, dass 90 % der deutschen Gesamtbevölkerung weniger als ein*e in Vollzeit angestellte*r, verbeamtete*r Lehrer*in verdienen, so ernüchternd? Und wie kann es sein, dass so viele Gutverdiener*innen sich als vergleichsweise weniger wohlhabend sehen? Dieses Phänomen hat mehrere Ursachen. Nach eigener Einschätzung sind jedoch die steigenden Lebensunterhaltskosten und, im städtischen Raum, die sogenannte „städtische Segregation“ zwei maßgebliche Faktoren.

„Städtische Segregation“ meint ein Phänomen in (Groß-)Städten, welches dafür sorgt, dass man im eigenen Stadtviertel unter sich bleibt. Besonders in Deutschland ist dies zu beobachten, gerade durch die gestiegenen städtischen Mietpreise der letzten Jahrzehnte. Trotz Mietpreisbremse stiegen die Neuvertragsmieten, laut IW, von 2023 auf 2024 in Großstädten um 4 %. Die meisten Stadtbewohner*innen verlassen ihr eigenes „Viertel“ selten, und wenn sie es tun, dann um in die umliegenden Viertel zu fahren. Dies wird auch durch bürokratische Strukturen unterstützt. Beispielsweise erfolgt die Schulplatzverteilung in den meisten Städten nach Wohnort, was dafür sorgt, dass man bereits als Kind hauptsächlich mit ähnlich Vermögenden in Kontakt tritt. Somit entsteht eine paradoxe Realitätswahrnehmung, der durchschnittlichen Bevölkerung zu entsprechen, schließlich lebt das eigene Umfeld in ähnlichen Verhältnissen.

Doch die Fehleinschätzung stammt auch aus den erhöhten Lebenshaltungskosten, welche ein Gefühl des schwindenden Wohlstands verursachen. Der deutsche Verbraucherpreisindex ist in den letzten fünf Jahren stark gestiegen. Besonders die Energiekosten erlebten mit Beginn des russischen Angriffskrieges gegen die Ukraine eine enorme Preiserhöhung. Die Folge dieser sind, trotz Krisenabwendung, weiterhin spürbar. Auch Lebensmittel werden zunehmend teurer, besonders tierische Produkte und importiertes Obst und Gemüse. Dies ist nicht zuletzt den Folgen des Klimawandels und der gegenwärtigen Zollpolitik geschuldet.

Die Mietkosten sind ebenfalls stetig gestiegen, in der Stadt, wie auf dem Land. So kam es dazu, dass die durchschnittlichen Konsumausgaben privater Haushalte, laut Statistischem Bundesamt, 2022 bei 2.846 € monatlich lagen. Diese preislichen Erhöhungen haben besonders starke Auswirkungen auf die unteren Einkommensklassen. Zur selben Zeit des Kostenanstiegs lag der Stundenmindestlohn bei 12 €,

was einem monatlichen Vollzeit-Bruttogehalt von 1.920 € entspricht. Ein Gehalt in Höhe des Mindestlohns reicht somit nicht aus, um auch nur annähernd die durchschnittlichen Konsumkosten zu decken. Diese Erkenntnis ist ernüchternd und verdeutlicht, wie ungleich die deutsche Einkommensverteilung ist.

Nach der Erkenntnis, dass Mehrverdiener*innen sich oft als Teil der Mittelschicht positionieren, stellt sich abschließend die Frage, ob man als Zugehöriger der oberen 10 % die anderen 90 %,

besonders die unteren 50 %, überhaupt wahrnimmt. Man erinnert sich an den Namen der Ärztin, die einen behandelt, doch nicht an den des Krankenpflegers. Die unteren Einkommens- und Vermögensklassen fallen den oberen oft gar nicht auf, sie bleiben eine theoretische Zahl der Vermögensstatistiken. Wenn sich selbst der gegenwärtige Bundeskanzler seines Vermögens nicht bewusst war, so wird es vielen Wohlhabenden ähnlich ergehen. Es scheint empfehlenswert, sich mit dem eigenen Vermögen und Gehalt in Relation zum Rest der deutschen Gesellschaft auseinanderzusetzen, denn die Wahrscheinlichkeit, zur Mittelschicht zu gehören, ist geringer, als man denkt.

Das IW Köln bietet über diesen Internetlink eine Möglichkeit zur Einordnung des eigenen Vermögens im Vergleich zur deutschen Gesamtbevölkerung:



„**Die unteren Einkommens- und Vermögensklassen fallen den oberen oft gar nicht auf, sie bleiben eine theoretische Zahl der Vermögensstatistiken.**“

GAR NICHT SO KOMPLEX!

KENO VITZHUM

Seit Jahren häufen sich Schlagzeilen wie „Die Welt“ wird „immer komplexer“, „immer chaotischer“ und damit immer schwieriger zu verstehen. Auch im letzten Heft dieses Magazins haben einige Autor*innen diese These mehr oder weniger unbegründet vertreten. Doch was genau wird „komplexer“ oder „chaotischer“ und wird es das wirklich in dieser Abсолютheit? Diesen Fragen möchte ich vor dem Hintergrund der These nachgehen, dass insbesondere im Punkt der Verteilung von Reichtum und Eigentum die Welt doch eigentlich ziemlich un(ter)komplex ist und der Verweis auf eine vermeintliche Komplexität hier nur der Verschleierung der historisch erwachsenen Ungleichheit dient.

Der erste und wichtigste Kritikpunkt an der Aussage „Die Welt wird komplexer“ ist ihr fehlender Gegenstand. Was ist in der Aussage mit „Welt“ gemeint? Die politischen Systeme? Die Gesellschaft(en)? Die biologischen Prozesse auf dem Planeten etc.? All das (und noch viel mehr) lässt sich unter dem Begriff fassen. Der Begriff „Welt“ ist an dieser Stelle nur ein Platzhalter und bewusst bedeutungsambivalent.

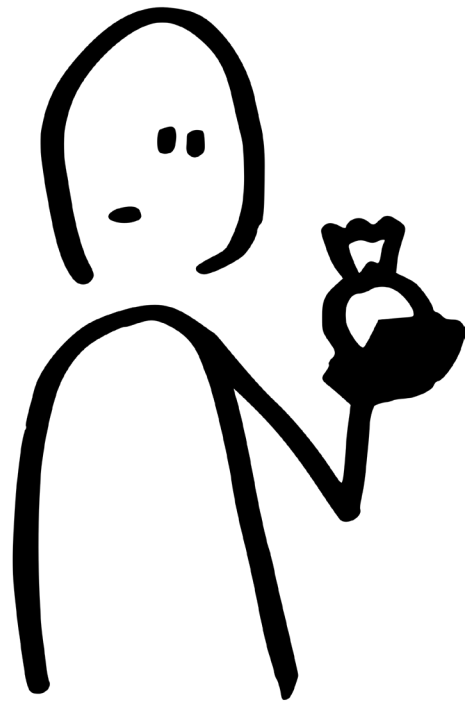
Durchaus sind einige Aspekte dessen, was sich in der Aussage unter „Welt“ fassen lässt, komplexer, chaotischer und schnelllebig geworden: Kunstformen beispielsweise, unsere Technik und mit

Sicherheit auch medizinische Verfahren usw. Aber daraus lässt sich nicht die generelle Aussage ableiten, „die Welt“ insgesamt als abstraktes Etwas werde komplexer. Genauso gut könnte ich Gegenbeispiele von Aspekten nennen, die sich ebenfalls unter dem Begriff „Welt“ fassen, die seit jeher in ihrer Komplexität gleichgeblieben sind. Straßen beispielsweise, oder Geld oder auch Verfassungstexte haben in ihrer Funktion nicht an Komplexität zugenommen. Sie wurden erweitert, oder in ihrer Form verändert, aber ihre Funktionen bleiben bis heute ähnlich oder gleich. Es geht mir hiermit nicht darum, existierende Komplexität zu leugnen, sie zu verteufeln,

oder gar zu behaupten, es gäbe eine einfache Antwort auf jede Frage. Die Kritik problematisiert vielmehr die fehlende Präzision der Aussage „Die Welt wird komplexer.“

Der Verweis auf die komplexer werdende, chaotische Welt beinhaltet nämlich vor allem die Idee, dass die große Masse an Menschen die „Welt“ als solche nicht mehr verstehen kann. Dass nie ein Mensch das ganze Ensemble dessen, was wir als Welt begreifen – weder in der vermeintlich un(ter)komplexen Vergangenheit noch in der „immer komplexer werdenden“ Gegenwart – vollends verstanden hat, sollte dabei allen klar sein. Problematisch ist vor allem die politische Schlussfolgerung, welche oft daraus gezogen wird: Wenn die





meisten Menschen die (vermeintlich) immer komplexer werdenden Zusammenhänge nicht mehr begreifen, dann sollten sie eigentlich auch nicht mitbestimmen.

Insofern bleibt die Frage nach der Intention der kritisierten Aussage? Ich bin der Überzeugung, dass darin hauptsächlich das Bedürfnis der Autor*innen nach einer platonisch-aristokratischen Gesellschaft („Herrschaft der Schlaunen“) und damit eine implizite Demokratiekritik zum Ausdruck kommt. Zu oft wird im selben Atemzug mit dem Verweis auf die „komplexe Welt“ die vermeintliche „Dummheit der Massen“ besungen und damit eingefordert, dass endlich die „Schlaunen“ die Herrschaft übernehmen, zu denen sich die Schöpfer*innen dieser Aussagen dann meist auch selbst zählen. Diese implizite und elitäre Demokratiekritik halte ich für falsch und problematisch. Es gibt wichtige Teile dessen, was unter den Begriff „Welt“ fällt, die jede*r sehr gut begreifen kann, da sie gar nicht so komplex sind: Etwa die Verteilung von Reichtum in unserer kapitalistischen Gesellschaft.

In kapitalistischen Gesellschaften gibt es eine große Menge an Menschen, die wenig bis gar keinen Reichtum haben und daher ihre Arbeitskraft als Ware verkaufen müssen. Daneben gibt eine verhältnismäßig kleine Gruppe an Menschen, die durch Mehrwertaneignung im Produktionsprozess und der daraus resultierenden

Kapitalakkumulation eine unvorstellbare Menge an Reichtum anhäuft (siehe dazu bspw. Michael Heinrichs Buch *Kritik der politischen Ökonomie: eine Einführung in „Das Kapital“ von Karl Marx*, oder den ersten Band des *Kapitals* von Marx selbst). Das ist nicht komplex, das ist nicht chaotisch, das ist ein Fakt!

”

Daneben gibt eine verhältnismäßig kleine Gruppe an Menschen, die eine unvorstellbare Menge an Reichtum anhäuft. Das ist nicht komplex, das ist nicht chaotisch, das ist ein Fakt!

“

So titelte beispielsweise die Hans-Böckler-Stiftung schon 2015 „Ein Prozent besitzt ein Drittel“ und bezog sich damit auf die Verteilung des Reichtums in Deutschland. Die folgenden Jahre haben daran nichts geändert. Krisen wie die Coronapandemie haben die Situation sogar verschärft: „Milliardäre sind Pandemiegewinner“ hieß es 2021 in der Zeit. Schaut man auf den gesamten Planeten, dann besaßen 2024 1,6 Prozent der Weltbevölkerung etwa die Hälfte des weltweiten Vermögens (Statista).

Diese Ungleichheit blendet die Aussage „Die Welt wird komplexer“ bewusst aus. Der Hinweis auf Komplexität verschleiert eben eine einfach zu begreifende Tatsache und trägt dazu bei, dass sich daran nichts ändert. Daher möchte ich denen, die diese Verschleierung nicht bewusst vornehmen wollen, ans Herz legen, in ihren Aussagen präziser zu sein und nicht mehr allgemein auf eine „komplexe“ oder „chaotische“ Welt zu verweisen. Dies hat keinen progressiven oder theoretischen Nutzen außer einer Verschleierung der Realität und damit eine Aufrechterhaltung bestehender ungleicher Verhältnisse.

„DER SCHLIPSLOSE“ – DAS POTRTRAIT EINES ARMEN?

BENEDIKT MAUSE

Wie stellt ihr euch den perfekten Präsidenten vor? Lieber eine Präsidentin? Ein älterer Mann, graues Haar und hohe Stirn? Eine junge Frau mit Wohnsitz in der Schweiz? Vielleicht lieber ein ehemaliger Bürgermeister, dem man hanseatische Kühle unterstellt? Oder doch eine energische Politikwissenschaftlerin, die einen großen Teil ihrer Bekanntheit TikTok zu verdanken hat? Vielleicht ja ein Kinderbuchautor, ein gescheiterter Rockmusiker oder ein Porsche-Enthusiast? Politiker*innen gibt es wie Sand am Meer. Idealbilder derselben wahrscheinlich noch viel mehr. Nur wenige haben Strahlkraft über ihre eigene Zeit hinaus, doch es gibt sie. Einer solchen Figur ist dieser Artikel gewidmet.

José „Pepe“ Mujica war vieles. Nach außen ein etwas kräftiger gebauter kleiner Mann mit ungekämmtem silbernem Haar und einem Schnurrbart. Weite Hosen, einfache Schuhe und eine Fließjacke prägten sein Erscheinungsbild. Bis zuletzt lebte er in einer Art Gartenlaube auf seinem Bauernhof. Er war Radsportler, Blumenzüchter, Guerilla-Kämpfer, ein Gefangener und von 2010 bis 2015 Präsident der Republik Uruguay. Der in diesem Jahr verstorbene „Schlipsislose“ (taz) wurde 1935 in Montevideo, der Hauptstadt Uruguays,

geboren. Nach einem kurzen Stopp bei der konservativen *Partido Nacional* begann Mitte des letzten Jahrhunderts seine politische Karriere im linken Spektrum der uruguayischen Politik. Der Aufstieg Mujicas ist eng mit der Geschichte des 3,4 Millionen Einwohner*innen zählenden Staates verbunden.

”

Er war Radsportler, Blumenzüchter, Guerilla-Kämpfer, ein Gefangener und von 2010 bis 2015 Präsident der Republik Uruguay.

“

Aus Protest gegen große wirtschaftliche Ungleichheit bildete sich dort in den von Massenarbeitslosigkeit geprägten 1960er Jahren eine Stadtguerilla. Das *Movimiento de Liberación Nacional – Tupamaros* (MLN-T) entstand aus Teilen der Gewerkschaftsbewegung und war kommunistisch geprägt. Zu Beginn der 1970er Jahre radikalisierte sich die Organisation zunehmend. Im Widerstand gegen eine repressive Regierung begingen sie Raubüberfälle, entführten und töteten hochrangige Persönlichkeiten: „Pepe“ war Teil dieser Guerilla, seine genaue Beteiligung ist jedoch schwer herauszufinden. Er besteht darauf, nie jemanden getötet zu haben. Über die Tupamaros lernte Mujica nicht nur seine Frau kennen, ab 1972 saß er auch 13 Jahre im Gefängnis, zeitweise in Geiselhaft. 1973 errichtete das Militär eine Diktatur in Uruguay und erst 1985 ließ man Mujica nach einer Rückkehr zur Demokratie auf Grundlage eines Amnestiegesetzes frei. Über 13 Jahre, in denen sie nur einen einzigen Brief austauschen konnten, blieb nicht nur die Liebe zu Lucía Topolansky bestehen. Auch Mujicas Ideale lebten weiter. Hatte er sich in Einzelhaft noch mit einem Frosch angefreundet (wer sich mit dem Leben des Südamerikaners beschäftigt, wird viele solcher



Geschichten finden), war er im selben Jahr Mitgründer des gemäßigt linken *Movimiento de Participación Popular* (MPP). 1995 wurde Mujica Abgeordneter, 1999 Senator im Oberhaus des uruguayischen Parlaments.

„I’m not the apocalypse nor the promised land“ – Mit diesen Worten führte „Pepe“ eine Kampagne, die ihn 2009 zum Präsidenten seiner Heimat machte. Ein Aufstieg, der nicht nur für sich genommen fasziniert, sondern auch Aufmerksamkeit über weite Teile Uruguays hinaus zur Folge hatte. Gerade die Einfachheit des Präsidenten, umso mehr im Kontrast zu den Korruptionsverdächtigungen gegenüber vielen seiner Amtskolleg*innen, inspirierte Menschen weltweit. Der blaue VW Käfer, den er fuhr, das Kürzen seines Gehalts auf 10 % der Summe oder das Fliegen in der Economy-Class, kritisierten manchen als starke Selbstinszenierung. Trotzdem machte es ihn zu einer „linken Ikone“ und sein Leben wurde Gegenstand einer Netflix-Produktion. Seine Frau beschrieb ihre Beziehung einmal so: „We united two utopias. The utopia of love and the utopia of the political struggle.“

Doch nicht nur die Persönlichkeit Mujicas war bemerkenswert. In seiner Amtszeit sanken Arbeitslosigkeit, Armut und Kindersterblichkeit, er legalisierte die Ehe homosexueller Paare und Abtreibung. Umstritten wie außergewöhnlich war auch die vollständige Freigabe von Cannabis – ein Vorbild für andere Staaten. Eine angekündigte Bildungsreform blieb unvollendet, auch große Infrastrukturprojekte oder seine Landwirtschaftspolitik wurden kritisiert. Dennoch wirken sein Pragmatismus und seine Nahbarkeit nach. Eines konnte man ihm kaum vorwerfen: Korruption. Mujica ist so sehr Mensch geblieben, dass er auch in Amt und Würden ein lockeres Mundwerk behielt. Unvergessen wütete er etwa über die Strafe für Luis Suárez, als dieser bei der WM 2014 dem Italiener Chiellini in die Schulter biss: „Die FIFA ist ein Haufen alter Hurensöhne.“

”

Die Einfachheit seines Lebens, dass selbst im Weißen Haus sein Anzug nicht richtig saß, passte zu seiner Persönlichkeit. Authentizität verlieh dem Uruguayer eine natürliche Autorität, die selbst Kritiker*innen anerkennen.

“



Was immer man von José Mujicas Leben, seiner Politik oder seinen gelegentlichen verbalen Ausfällen halten mag – sein Porträt ist ein besonderes. Die Einfachheit seines Lebens, dass selbst im Weißen Haus sein Anzug nicht richtig saß, passte zu seiner Persönlichkeit. Authentizität verlieh dem Uruguayer eine natürliche Autorität, die selbst Kritiker*innen anerkennen. Und Authentizität ist etwas, das auch aktuelle und zukünftige Generationen von Politiker*innen von ihm lernen können.

Nach dem Ende seiner Amtszeit blieb Mujica im öffentlichen Leben Südamerikas präsent, im spanischsprachigen Programm der Deutschen Welle hatte er eine eigene Sendung. Lucía Topolansky, die wie ihr Mann fast ihr ganzes Leben politisch aktiv war, wurde zwei Jahre später Vizepräsidentin. In diesem Jahr verstarb der Blumenzüchter an Krebs, bis zuletzt lebte das Paar auf dem Bauernhof. Auch zum Thema „Reichtum“ lassen sich viele Zitate des „Philosopher President“ (New York Times) finden: „Arm ist nicht derjenige, der wenig besitzt, sondern derjenige, der immer mehr braucht.“

Filmempfehlung

El Pepe: Leben an höchster Stelle, Netflix, 2018.

Leseempfehlung

Nicas, Jack: How to Be Truly Free: Lessons From a Philosopher President, New York Times, 23.08.2024.



„MEIN GROSSES
ZIEL IST ES,

LEBEN

zu

VERÄNDERN



...weil he
...bedeutet. Und
...Tag, an dem
...stig gemacht
...haben“
...sagt Pa
...zusammen
...rodt und Le
...Gründerpreis
...Unter dem S
...tungsauflänge

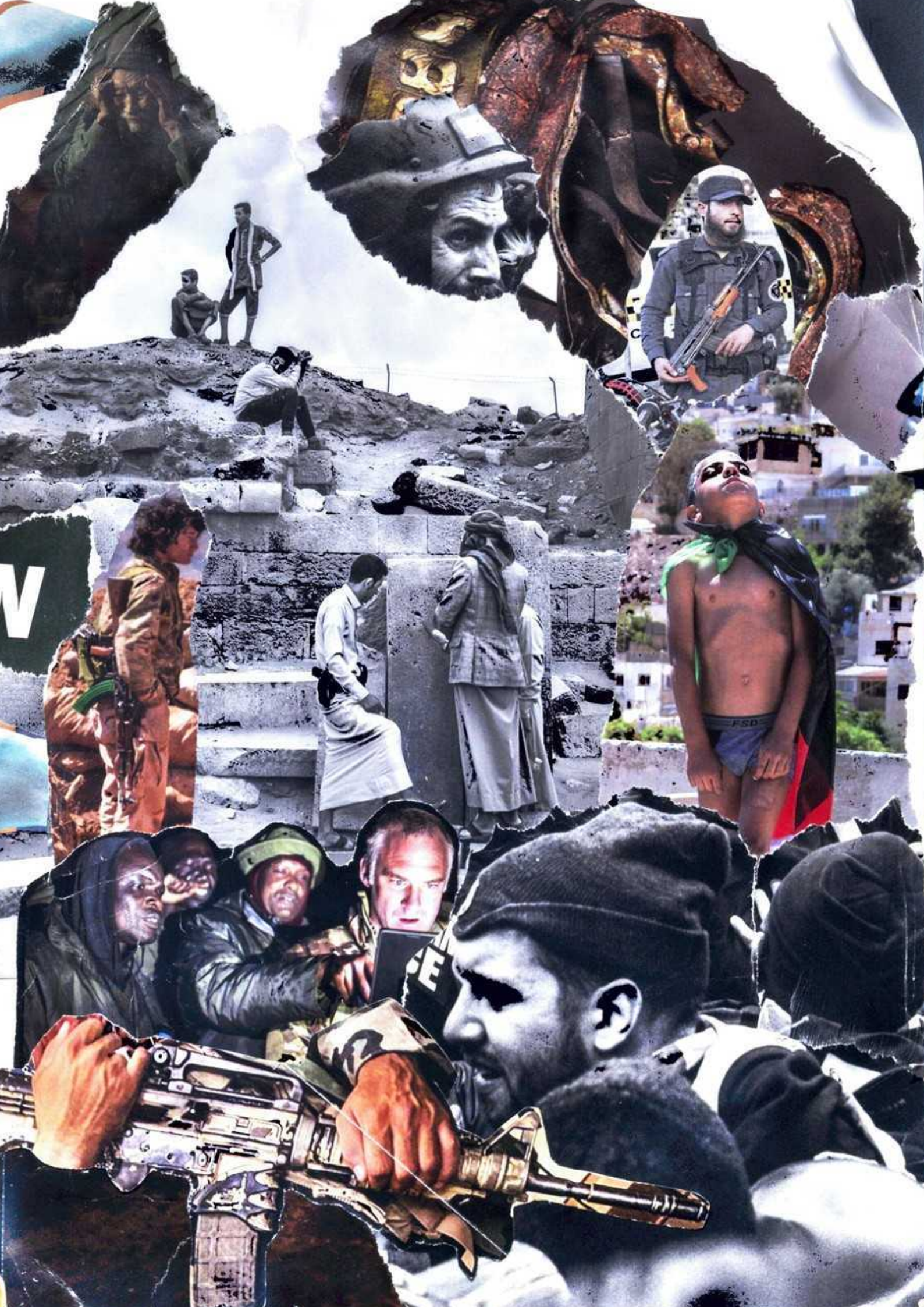
...Front
...die Junge auf
...Intima irgendwann
...zen, müssten sie zw
...15.000 Euro investiere
...Zukunftsmusk
...Die Finanzierungsrunden zum
...hat Knowbody bereits hint
...App ist seit einigen Jahr
...Markt, orientiert sich an der
...zur Sexualerziehung der Bunde
...für öffentliche Gesundheit, der
...und

...Schulen. Knowb
...bis zu 15 Schulstun
...will eine Unterstützar
...des r
...h ein
...kosten diese für ein Jahr
...Schulen für die ganze
...schaft, was mit 240
...lägt. Ein Handbuch

...Aktieninteresse b
...br: Die Rede h
...dem Unter
...GPT erh
...schau

...Firma ein
...Chipher
...Deren C
...für der
...zentri
...die
...GPT
...ag einen
...Prozent a
...einrä
...Befr
...schen
...konzern N
...Konkurre
...te Milliard

...Börse ha
...berke
...au



IM FOKUS

SICHERHEIT ALS REICHTUM – SCHLUSS MIT DEM GEGEBENEN FRIEDEN?

JAKOB FELDMANN

Vor einigen Monaten jährte sich das Ende des Zweiten Weltkriegs in Deutschland zum 80sten Mal. Der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht folgte eine in der jüngeren Geschichte Deutschlands beispiellose Phase des Friedens. Insbesondere seit dem Ende des Kalten Krieges rückten Sicherheitsfragen immer weiter in den Hintergrund. Das aber hat sich in den vergangenen Jahren verändert. Werfen wir einen Blick auf die strategischen Hintergründe und Auswirkungen der neuen Militarisierung in Europa sowohl auf die internationale Ordnung als auch auf jeden einzelnen von uns.

Die Friedensdividende

Seit den 1990ern fand in Deutschland eine Abkehr vom Militärischem in der Politik statt. Der Staat gab weniger Geld für Verteidigung aus und konnte diese „Friedensdividende“ für andere politische Ziele nutzen. In der Gesellschaft wurde Sicherheit schnell als Nebenprodukt betrachtet und es kam zur Abrüstung, zur Verkleinerung des Personals der Bundeswehr und schließlich 2011 zur Abschaffung der Wehrpflicht.

Hat uns der Luxus des „Normalzustands Frieden“ entwöhnt, über sicherheitspolitische Fragen zu sprechen? Spätestens seit dem 24. Februar 2022 hat sich die Debatte mit dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine verändert. Sicherheitspolitik ist wieder zur Tagespolitik geworden. Wie kein anderer steht dabei der Begriff der „Zeitenwende“ im Fokus der medialen Öffentlichkeit. Doch die Zeitenwende, die wir heute erleben, hat nur noch wenig mit dem zu tun, was Olaf Scholz Ende Februar 2022 in seiner Regierungserklärung meinte. Auch das Sondervermögen, welches Scholz' Kabinett als Reaktion auf Russlands Angriff einsetzte, ist vor einer ganz anderen Realität zu bewerten. Zum damaligen Zeitpunkt wirkten die 100 Milliarden wie eine historisch große Investition und waren in vielen Medien



auch außerhalb von Deutschland ein Thema. Jetzt, dreieinhalb Jahre später, wirkt diese Summe beinahe gering. Europas Regierungen überbieten sich förmlich mit hastigen Bestellungen bei den Rüstungskonzernen. Sämtliche Fiskalregeln, die in anderen Krisen, besonders in Deutschland, wie unantastbare Heiligtümer wirkten, werden von heute auf morgen über Bord geworfen. Ob 800 Milliarden von der EU oder „whatever it takes“ von der Bundesregierung, es scheint keinen Halt mehr zu geben. Die Gebote gleichen denen von Kindern, die sich ohne Anhaltspunkte immer größere Zahlen ausdenken. Unendlich, nein zweimal unendlich, nein unendlich mal unendlich.

Die strategische Dimension

Darüber, woher dieser plötzliche Paradigmenwechsel kommt und welche Veränderungen es noch in der Debatte um Militarisierung in Deutschland gibt, habe ich mit Buchautor und Podcaster Ole Nymoen gesprochen. Insbesondere vor dem Hintergrund der Wehrpflicht-Debatte schreibt er 2024 das Buch „Warum Ich Niemals Für Mein Land Kämpfen Würde – Gegen Die Kriegstüchtigkeit“ und erntet mit dieser Position viel Unverständnis. Insbesondere von jenen, die von einer möglichen Wehrpflicht ohnehin nicht betroffen wären.

Jakob Feldmann:

Was hat sich in Ihrer Beobachtung in der Debatte um Militarisierung in den letzten Jahren in Deutschland verändert?

Ole Nymoen:

Die Debatte ist komplett bellizistisch mittlerweile. Jetzt gab es ja den Krieg Israels gegen den Iran und ich glaube spätestens da hat man die komplette Frontverschiebung gesehen. Bislang war es so, dass es hieß, es gibt die regelbasierte Ordnung, dafür steht der Westen, der ist gut, und wir halten uns zum Beispiel ans

Völkerrecht. Hat nie gestimmt. Hat er nie gemacht, aber es wurde noch behauptet. Jetzt sind wir mittlerweile an dem Punkt, wo wir in der Süddeutschen Zeitung lesen können: „Das Recht des Stärkeren, ist die Welt, in der wir leben.“ Carlo Masala hat in der ZEIT einen Text geschrieben, wo er gesagt hat „Ja, Völkerrecht schön und gut, aber man muss schon auch noch anders über Krieg nachdenken. Das ist sonst unrealistisch. Deutschland ist ein Pubertierender, der erwachsen werden muss.“ Hat er wortwörtlich gesagt. Das heißt, hier wird gesagt, okay, das mit der regelbasierten Ordnung war eine nette Idee, aber jetzt muss man sich auch wieder trauen, selbst über Krieg nachzudenken. Das wird jetzt ganz offen gesagt.

Jakob Feldmann:

Versucht man, die Kommunikation zu ändern, um diese Aufrüstung jetzt vorzubereiten?

Ole Nymoen:

Ja, bzw. nicht nur vorbereiten, sondern man betreibt sie ja eigentlich schon längst. Man hat alle Dogmen, die bislang galten, über Bord geworfen. Was ja einen gewissen Grund hat: Donald Trump hat einfach immer wieder in Frage gestellt, ob die NATO in dieser Form

bestehen bleibt, außer die Europäer rüsten wie verrückt auf. Das heißt, da droht der Zerbruch der Nachkriegsordnung und ich glaube aber, für viele deutsche Politiker ist das etwas, was die eigentlich auch ganz gut finden, dass sie sagen können, okay, dann, wenn die Amerikaner sich jetzt zurückziehen, dann machen wir jetzt europäische Supermacht, mit Deutschland als Führungsmacht. Das ist der Anspruch, den Friedrich Merz stellt. Wenn der sich vor die Kamera stellt und sagt „Deutschland ist zurück“, dann meint er, jetzt gibt's Europa gegen den Rest der Welt und wir sind die, die da die Führung beanspruchen, was uns qua Wirtschaftskraft, Bevölkerung etc. zusteht.

Zentral für die aktuelle Aufrüstung ist also das Vakuum, welches entstehen könnte, sollten die USA sich tatsächlich maßgeblich aus Europa zurückziehen. Ein Szenario, in dem Russland plant, nach dem Ukraine-Krieg gleich in ganz Europa durchzumarschieren, ist von der militärischen Realität sehr weit entfernt. Die Hysterie um neue Ausgaben entspringt mehr der Angst der politischen Elite, Macht und Ansehen in einer multipolaren Welt ohne den Schutzschirm des Hegemon USA zu verlieren.





Doch da bleiben die Fragen, ob Deutschland bzw. Europa überhaupt in der Lage wäre, militärisch als Großmacht aufzutreten und ob es sich lohnt, ein solches Ziel anzustreben. In jedem Fall wirkt die Aufrüstung sehr chaotisch und unüberlegt, trotz ihrer immensen Tragweite. Es entsteht der Eindruck, als habe man einfach die Wunschlisten der Rüstungskonzerne unterschrieben, ohne wirklich zu überlegen, was jetzt getan werden muss. So werden auch reichlich Systeme aufgekauft, die in der Realität heutiger Kriegsführung teuer und wenig sinnvoll sind, aber von Rüstungsvertreter*innen auf Grund des hohen Preises, *u m s o* lieber verkauft werden. Aktivistin Almut Rochowanski schreibt beispielsweise über eine deutsche Bestellung von 123 Panzern: „Die 123 Panzer werden in liebevoller Handarbeit gefertigt, denn die Fließbänder stehen schon lange still. Und dann wird so ein Panzer, der bis zu 29 Millionen Euro kostet am Schlachtfeld von spottbilligen Drohnen zerstört.“

In jedem anderen politischen Ressort wäre eine solche Situation praktisch undenkbar: Hauptsächlich als Reaktion auf Aussagen des US-Präsidenten werden, ohne die Situation mit einem gemeinsamen Konsens zu analysieren und mehr aus einer hysterischen Gefühlslage heraus, plötzlich historisch große Summen ausgegeben. Diese Summen fließen in Systeme, die nicht mehr effektiv sind. Zu allem Überfluss gestaltet man diesen Prozess mit undemokratischen Methoden, wie Anfang des Jahres bei der hastigen Grundgesetzänderung zum

Sondervermögen in der Konstellation des alten Bundestages direkt nach der Bundestagswahl, die ein Ergebnis hatte, die diese Entscheidung nicht ermöglicht hätte.

Der Mensch im Krieg

Zu guter Letzt bleibt dann noch die Dimension des Menschen im Krieg. Auch auf Grund unserer Geschichte, findet sich im deutschen Grundgesetz im Art. 4 Abs. 3 die Kriegsdienstverweigerung aus Gewissensgründen. Dass diese jeden individuell schützt, ist allerdings eine Illusion. Schon ein Blick in die Ukraine zeigt, dass Staaten ein solches Recht im Verteidigungsfall häufig einfach aushebeln. Zwar ist eine solche Aushebelung auf Grund der Verankerung im Grundgesetz in Deutschland schwieriger, aber schon in den ersten Jahrzehnten des Wehrdiensts hat sich gezeigt, wie gezielt der Artikel ausgelegt werden kann, um eine Verweigerung praktisch unmöglich zu machen. Verweigerer wurden, vor allem in den 1960ern, langen Befragungen unterzogenen, in denen sie glaubhaft machen mussten, dass es tatsächlich Gewissens- und nicht etwa politische Gründe sind, die sie zum Verweigern verleitet haben. Dabei wurden teils absurde Szenarien aufgemacht. „Stellen Sie sich vor, ein Angreifer bedroht Ihre Frau/Schwester mit Vergewaltigung. Würden Sie dann zur Waffe greifen?“ oder „Würden Sie zulassen, dass jemand ihr Kind tötet, ohne, dass Sie sich wehren?“ Beantwortet man schon eine solche Frage mit „Ja“, konnte festgestellt werden, dass keine Gewissensgründe gegen den Kriegsdienst sprechen.



Dass die beschriebene Situation nichts mit der eigentlichen Frage zu tun hat, wurde dabei schlicht ignoriert. Grundsätzlich ist also auch in Deutschland niemand vor dem Kriegsdienst sicher und somit betrifft die Frage, ob man selbst für Deutschland im Ernstfall kämpfen würde, jede*n. Im Interview sagte Ole Nymoen zu dem Thema:

Für einen als Bürger ist die eigene Regierung genauso gefährlich, wie die andere. Wenn man das Szenario aufmacht: Russland greift Deutschland an und will hier die Macht übernehmen. Ich persönlich würde mich da lieber einnehmen lassen, als tot zu sein. Diese Wahl lässt mir der Staat aber nicht. Der zwingt mich in den Krieg, ob ich will oder nicht. Und damit ist dann die eigene Regierung genauso gefährlich für einen selbst, wie die feindliche. Es ist ja nicht so, dass man sagt, ja, da greift der eine Staat den anderen an, der ist böse, und der tötet wahllos Leute, sondern der angegriffene Staat zwingt ja seine Bürger genauso einfach in den Krieg, ob die Bürger wollen oder nicht, ob ihnen der Staat das Leben wert ist oder nicht. Und das heißt: Für mich geht es eigentlich genau darum zu sagen, denkt euch mal nicht so in diese Regierungen rein, denn ihr seid nicht die Regierung. Ihr seid die, die am Ende im Krieg verwaltet werden und auf deren Lebenswillen gar keine Rücksicht genommen wird.

Besonders vor diesem Hintergrund sollten alle hellhörig werden, wann immer Militarisierung vorangetrieben wird. Denn Abschreckung ist sicher nicht das Wundermittel in den internationalen Beziehungen und führt immer sofort in ein Sicherheitsdilemma, bei dem zwei Staaten die Aufrüstung des anderen immer auch als Bedrohung sehen können und sich so in eine Spirale der Aufrüstung und Gewalt stürzen. „If you want peace, prepare for war“ ist je nach Machtverhältnis auch nicht mehr als eine Stammtischparole.

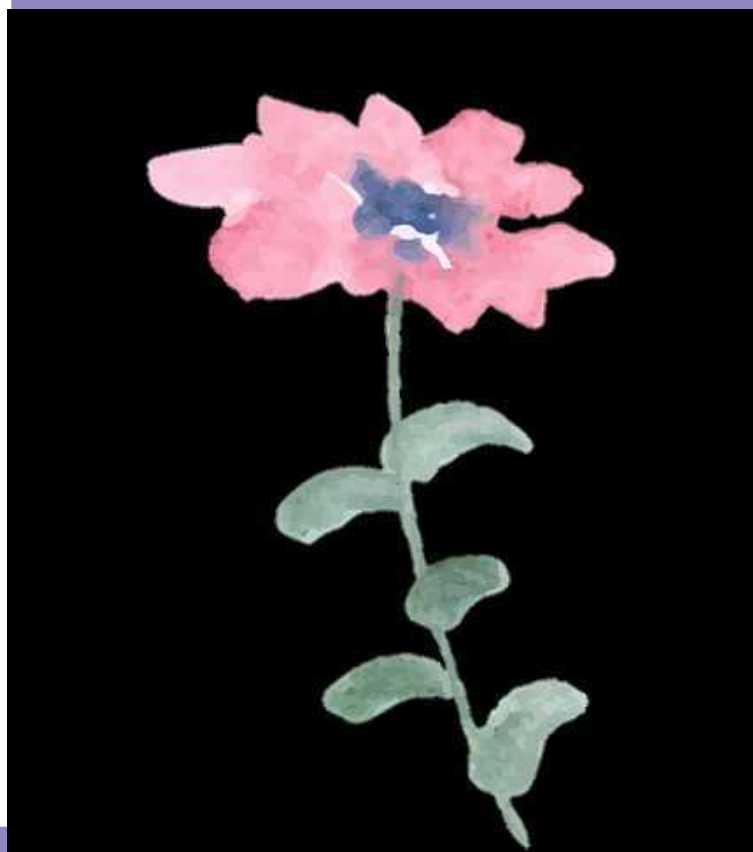
Was jetzt zählt

Wir leben in sicherheitspolitisch extrem dynamischen Zeiten und können uns tatsächlich nicht mehr in dem Reichtum des gesicherten Friedens wägen. Das heißt aber nicht, dass hastiges Aufrüsten um jeden Preis jetzt das Mittel der Wahl sein sollte. Es ist jetzt an der Zeit, unüberlegte und strategisch unkluge Entscheidungen als diese zu benennen und sich darüber klar zu werden, welche furchtbaren Konsequenzen ein kriegerischer Ausgang dieser Militarisierung für einen selbst als Individuum haben würde. Denn es ist klar: Sollte es zum Kriegsfall kommen, werden die Entscheidungsträger*innen nicht die Konsequenzen tragen. Um die grausame Wahrheit zu benennen: Im Zweifel werden wir im Schützengraben hocken und panisch auf Menschen schießen, denen wir nie feindlich begegnet wären. Von uns würde erwartet, dass wir unsere Familien

zurücklassen, junge Väter erschießen und dabei zusehen müssen, wie unsere Freund*innen einen qualvollen Tod sterben.

Auch wenn uns sicher nicht unmittelbar ein Krieg bevorsteht, empfiehlt es sich, aus der Comfort Zone zu treten und sich der Frage zu stellen, ob man im Kriegsfall tatsächlich dazu bereit wäre, für Deutschland zu kämpfen. Sollte man sich jetzt zum „Nein“ entscheiden, ist es als Mann möglich, sich mustern zu lassen und dann einen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung zu stellen. Infos dazu finden sich zum Beispiel auf verweigern.info der Deutschen Friedensgesellschaft. Aktuell sind die Chancen, dass ein solcher Antrag durchkommt, noch hoch. Kommt es zum Verteidigungs- oder Spannungsfall wird die Chance höchstwahrscheinlich wieder sinken und die Begründung nach Gewissen wieder schärfer ausgelegt.

Am Ende ist die Situation aber auch sicher nicht so schlimm, wie sie in den Medien gerne aufgebauscht wird. Wir leben in einer stark interdependenten Welt, in der ein Krieg für alle Staaten sehr teuer ist. Wir haben auch deshalb eine Reihe von erprobten diplomatischen Institutionen und Gesprächsformate zur Hand, die schon viele Konflikte gelöst und kriegerische Handlungen verhindert haben. Es ist nur wichtig, dass diese auch weiter genutzt werden und Politik wie Gesellschaft Krieg nicht verharmlosen oder modisch erscheinen lassen. Dafür müssen wir unsere Sorgen aussprechen, auch pazifistischen Gedanken Raum geben und uns selbst an der Debatte beteiligen. Mit dem Luxus des gegebenen Friedens scheint es wohl oder übel zu Ende zu gehen, mit der Geschichte aber sicher nicht.



REICHTUM?



Essay
Ruhe – unbezahlbar?

Essay
**Wir können nicht reicher werden,
wenn die Umwelt ärmer wird**

Kommentar
Kölsche Sproch

Essay
Was ist Reichtum?

Essay
Nachrichtendienste und Vielfalt

Fotostrecke
Human Resources

RUHE – UNBEZAHLBAR?

VALENTINA KONYCH

Ruhe galt einst als selbstverständlich. Doch mit der Inflation, internationale Krisen und einem immer größeren Leistungsdruck gilt für viele ein ruhiger Abend, geschweige denn ein Urlaub, als Luxus. Gleichzeitig sagt Merz, wir müssen in diesem Land wieder mehr arbeiten. Aber wie soll Deutschland sich noch mehr Arbeit leisten können, wenn der Preis dafür jetzt schon so hoch ist?

Ruhe vom Aussterben bedroht

Morgens kurz die Mails beim Frühstück beantworten, während ein neuer Drohnenangriff irgendwo in Europa in den Nachrichten diskutiert wird. Im Bus dann zwanzig Minuten lang das neue Taylor Swift Album hören, dabei noch ein paar To-Do's innerlich wiederholen, aussteigen, schnell zur Arbeit oder zur Uni vor den nächsten Bildschirm. Abends dann gemütlich in den Schlaf scrollen und sich die neue Einschlaf-KI für ein Abo von 7.99 Euro im Monat einverleiben, weil man die Gedanken nicht abschalten kann. Haben wir unser letztes freies Gut nun auch für Effizienz hergegeben? Der Stereotyp à la „Made in Germany“ assoziiert Deutschland unmittelbar mit Leistung. Wir sind perfektionistisch, was Fleiß und Effizienz angeht, doch vielleicht bezahlen wir diesen Stolz mit dem Verlust der Stille.

Urlaub Adieu

„Gut jede fünfte Person kann sich keine Woche Urlaub leisten“, erhebt das Statistische Bundesamt im Juni 2025. Zwar liegt der Durchschnitt immer noch höher als in östlichen Regionen Europas. Doch es ist nicht verwunderlich, dass Merz' Aussage „Wir müssen in diesem Land wieder mehr und vor allem effizienter arbeiten“ beim diesjährigen Wirtschaftstag am 12. Mai einen sauren Geschmack bei vielen hinterlässt. Denn die Realität ist, dass die Erwerbstätigkeit, vor allem unter 20- bis 24-Jährigen und Frauen, seit 2015 steigt und bei rund 80 Prozent liegt. Besonders bei Frauen ist eine stetige Doppelbelastung durch Familie und Job zu beobachten, die in der Statistik zusammengefasst werden: Im Durchschnitt arbeiten sie



”

Wir müssen in diesem Land wieder mehr und vor allem effizienter arbeiten.

Friedrich Merz (Mai 2025)

“

laut WSI eine Stunde länger als Männer, und werden dabei häufig schlechter bezahlt. Die Zumutung, dann noch mehr zu arbeiten, führt zu einem Schwanken der Work-Life-Balance und einem Anstieg von Burn-Outs und Depressionen, ein Teufelskreis, der mit einer kleinen E-Mail am Morgen schon einsetzt.

Wem nützt unsere Unruhe?

Psycholog*innen und Soziolog*innen sagen: Wir können kaum noch zur Ruhe kommen, weil ständige Reizüberflutung zur Norm geworden ist. Das Motto unserer Gesellschaft scheint „Create a Problem, Sell a Solution“ geworden zu sein. Denn kaum öffnet man nach einer weiteren rastlosen Nacht seinen digitalen Schnuller, wird Ruhe in Form von Meditations-Apps, Premium-Abos, Wellness-Retreats oder Pilateskursen für dreistellige Summen angeboten. Oder aber der Algorithmus

präsentiert uns unsere eigenen Wünsche

in Form von Travel-Vlogs,

Bastelvideos und Unpackings

der neuesten Melatonin-

bonbons. Selbst Stil-

le ist heute ein Markt.

Und dieser Markt spal-

tet – in jene, die sich

Pausen leisten können,

jene, die Pausen ver-

kaufen und jene, die

weitermachen müssen.

Kann Deutschland auch anders?

immer mehr Unternehmen testen verkürzte Arbeitszeiten: In Pilotprojekten zur Vier-Tage-Woche berichteten laut einer Studie der Universität Münster über 80 Prozent der Teilnehmenden von höherer Zufriedenheit und besserer Gesundheit, bei gleichbleibender

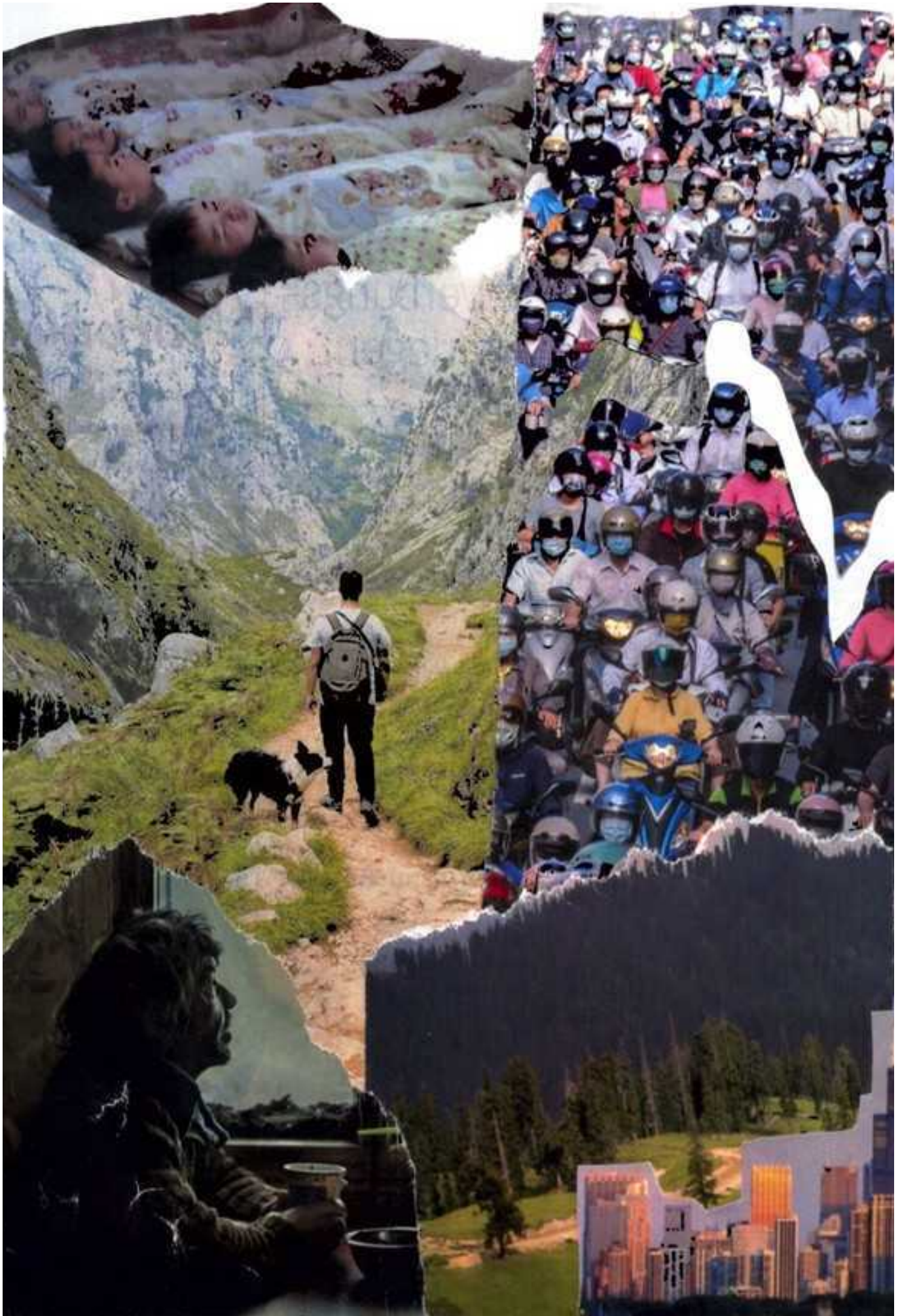


Produktivität. Auch in Großbritannien zeigten sich ähnliche Ergebnisse: Firmen konnten Umsätze halten oder sogar steigern. In Deutschland experimentieren Konzerne wie Rheinmetall, SAP und mehrere Mittelständler in Bayern und NRW mit flexibleren Wochenmodellen. Parallel entstehen sogenannte Third Spaces, wie etwa Coworking-Cafés, Bibliotheken, oder hybride Räume, zwischen Arbeit und Freizeit, die Gemeinschaft statt Kontrolle fördern. Laut dem Zukunftsinstitut, das langfristige Trends in Statistiken für Unternehmer*innen dekodiert, wünschen sich bereits zwei Drittel der Beschäftigten mehr Autonomie bei Arbeitsort und -zeit. Die Entwicklung zeigt: Deutschland kann anders, aber es braucht Mut, Arbeit nicht länger als Mittel zum Zweck, sondern als Teil eines ausgewogenen Lebens zu begreifen. Und bis dahin muss man gemeinsam an diesem stillen Protest gegen die Überlastung teilnehmen. Denn Ruhe darf nicht zu einem Luxusgut, einer Reliquie aus alten Zeiten oder einem Abo werden: Es ist ein Recht, das es zu verteidigen gilt.

”

Denn Ruhe darf nicht zu einem Luxusgut, einer Reliquie aus alten Zeiten oder einem Abo werden: Es ist ein Recht, das es zu verteidigen gilt.

“



WIR KÖNNEN NICHT REICHER WERDEN, WENN DIE UMWELT ÄRMER WIRD

GRÜNES WACHSTUM UND DEGROWTH: PERSPEKTIVEN DER ÖKONOMISCHEN TRANSFORMATION

ELISA MADELUNG

Die deutsche Wirtschaft wächst nicht mehr. Kaum eine Zahl wurde so stellvertretend für die Krisen und Unbeliebtheit der Ampelkoalition inszeniert wie das schrumpfende BIP. In den letzten Monaten der alten Bundesregierung stand es für wirtschaftlichen Niedergang, „Deindustrialisierung“ und allgemeinen Pessimismus. Aber ist Wachstum für ein funktionierendes Wirtschaftssystem wirklich notwendig? Denn egal, wie viele Billionen auf dem Papier stehen: Wir können nicht immer reicher werden, wenn wir unsere Erde bis zur totalen Armut ausbeuten. Und doch ist der Kapitalismus – zumindest in seiner aktuellen Form – auf Wachstum angewiesen.

Grünes Wachstum und Degrowth/Postwachstum

Die einen fordern daher ein „Grünes Wachstum“, das nachhaltig mit den vorhandenen Ressourcen umgeht und ausgestoßene Treibhausgasemissionen kompensiert. Die anderen sind überzeugt, dass uns dieser wachstumsfokussierte Ansatz nicht weiterbringt. Stattdessen sei ein „Degrowth“ oder auch „Postwachstum“ notwendig, bei dem die Wirtschaft bewusst stagniert oder sogar schrumpft. Unter beiden Strömungen werden jeweils eine Vielzahl verschiedener Ansätze subsumiert, deren konkrete Maßnahmen sich teils über die

Strömungen hinweg überschneiden. Eine Gemeinsamkeit sticht jedoch besonders hervor: Die Feststellung, dass eine fundamentale Umwälzung des aktuellen Wirtschaftssystems unumgänglich ist, wenn wir auch in Zukunft in einer einigermaßen menschenfreundlichen Umwelt existieren wollen. Wie also lässt sich dieser Wandel gestalten?

Wirtschaftswachstum: Wohlstandszunahme und Umweltzerstörung

Um diese Frage zu beantworten, soll zunächst die aktuelle Situation betrachtet werden. Nicht ohne Grund gilt das eingangs erwähnte BIP als Kennzahl für Wohlstand, Erfolg und Fortschritt: Die Industriellen Revolutionen der letzten zweieinhalb Jahrhunderte bescherten den reichen Industrienationen des Globalen Nordens eine beispiellose Wohlstandszunahme für breite Teile der Bevölkerung – führten jedoch auch zu einer noch beispielloseren globalen Umweltzerstörung und zum Klimawandel. Aber warum ist Wachstum überhaupt so relevant für das aktuelle kapitalistische System? Vereinfacht ausgedrückt besteht durch den Wettbewerb, in dem sich die marktwirtschaftlichen Akteur*innen (bestenfalls) permanent befinden, ein ständiger Innovationsdruck, um nicht hinter der Konkurrenz zurückzufallen.





Und für Innovation braucht es Investitionen, etwa in Forschung oder eine neue Technologie. Nur so kann ein Unternehmen beispielsweise Güter von höherer Qualität anbieten oder die Produktionsabläufe effizienter gestalten, um Produkte billiger auf den Markt zu bringen. Zugleich lässt die Effizienz- und Gewinnsteigerung die Wirtschaft wachsen. Das heißt im Umkehrschluss aber auch: Wenn Unternehmen sich nicht verbessern, verschwinden sie im Wettbewerb mit in- und ausländischen Akteur*innen. Das führt zu steigender Arbeitslosigkeit, woraufhin der Konsum zurückgeht, was wiederum negative Konsequenzen für andere Unternehmen hat – eine Abwärtsspirale. Und selbstredend führen Innovationen nicht nur zum Überleben eines Unternehmens, sondern im Idealfall auch zu Verbesserungen im Alltag und beispielsweise im Fall medizinischer Fortschritte sogar zur Rettung von Menschenleben.

Umweltfreundlich weiterwachsen?

Aber ist Wirtschaftswachstum zwangsläufig an eine steigende Durchschnittstemperatur und schwindende Ressourcen gekoppelt? Nein, sagen die Befürworter*innen von Grünem Wachstum. In ihren Modellen sollen Wohlstand und BIP weiterhin steigen – nur eben ohne Umweltzerstörung und teilweise auch unter stärkerer Berücksichtigung sozialer Faktoren. So sollen beispielsweise zusätzlich zum Wettbewerbsmechanismus der sozialen Marktwirtschaft verschiedene Instrumente die Weiterentwicklung klimafreundlicher Technologien

anregen, sodass diese effizienter und kostengünstiger werden und sich flächendeckend durchsetzen. Zu diesen Maßnahmen zählen etwa der Handel mit Emissionszertifikaten, staatliche Regulierungen und Verbote sowie gezielte Förderprogramme. Parallel dazu sollen

Investitionen in „grüne“ Projekte für private Anleger*innen attraktiver werden. Zudem sollen sich ökologische Kosten, wie beispielsweise der CO₂-Ausstoß bei der Produktion, endlich im Preis niederschlagen, sodass Konsument*innen zu umweltfreundlicheren Kaufentscheidungen motiviert werden. Internationale Kooperation soll außerdem Outsourcing und anderen Schlupflöchern entgegenwirken. Diese Maßnahmen sollen von einem kulturellen Wandel flankiert werden, sodass die Relevanz von

Nachhaltigkeit und Umweltbewusstsein auch auf Werte- und Normebene zunimmt.

Im Grunde ähneln die konkreten Ansatzpunkte denen, die aktuell bereits umgesetzt werden oder in Planung sind – nur dass Befürworter*innen des Konzepts eine konsequentere Durchsetzung fordern. Und tatsächlich konnten verschiedene Studien bereits eine relative Entkopplung zwischen BIP und Umweltbelastung feststellen. Obgleich auch diese Reformen innerhalb des Systems zu einer starken Veränderung führen können, sind die Ansätze des Grünen Wachstums in der Regel moderater als jene der Postwachstums- und Degrowthbewegung, sodass sie wohl eine vergleichsweise höhere öffentliche Akzeptanz erfahren würden.

”

Denn egal, wie viele Billionen auf dem Papier stehen: Wir können nicht immer reicher werden, wenn wir unsere Erde bis zur totalen Armut ausbeuten.

“



Zweifel am Grünen Wachstum

Allerdings bezweifeln einige Wissenschaftler*innen, dass Grünes Wachstum möglich ist bzw. uns in der aktuellen Situation weiterhilft. Ein Hauptargument lautet etwa, dass technologische Revolutionen Jahrzehnte dauern können und darüber hinaus häufig nicht vorhersehbar ist, ob sie tatsächlich eintreten. Doch wenn wir die schlimmsten Auswirkungen der Klimakrise abwenden wollen, müssen wir sofort handeln. Zudem produzieren auch klimafreundliche Technologien häufig Schrott, den es nach Ende der Nutzungsdauer zu entsorgen gilt. Oder sie benötigen Ressourcen, die ebenfalls in absehbarer Zeit zur Neige gehen können, wie etwa der Ökonom Niko Paech betont: „Innovative Technologien beschwören oft neue Knappheitsszenarien herauf, die nicht minder brisant sind als jene, die sie bewältigen sollen.“ Hierzu zählen beispielsweise seltene Erden für Batterien. Und selbst wenn ressourcenschonendere Produktionsmechanismen entwickelt werden, führte dies in der Vergangenheit häufig nicht dazu, dass in der Summe weniger verbraucht wurde. Das liegt zum Beispiel daran, dass ein bestimmtes Produkt dann häufiger hergestellt wird oder die eingesparten Kapazitäten an anderer Stelle verbraucht werden – ein „rebound effect“ entsteht. Vor diesem Hintergrund ist es nachvollziehbar, dass die Hoffnung auf ein Grünes Wachstum in manchen Kreisen äußerst verhalten ausfällt.

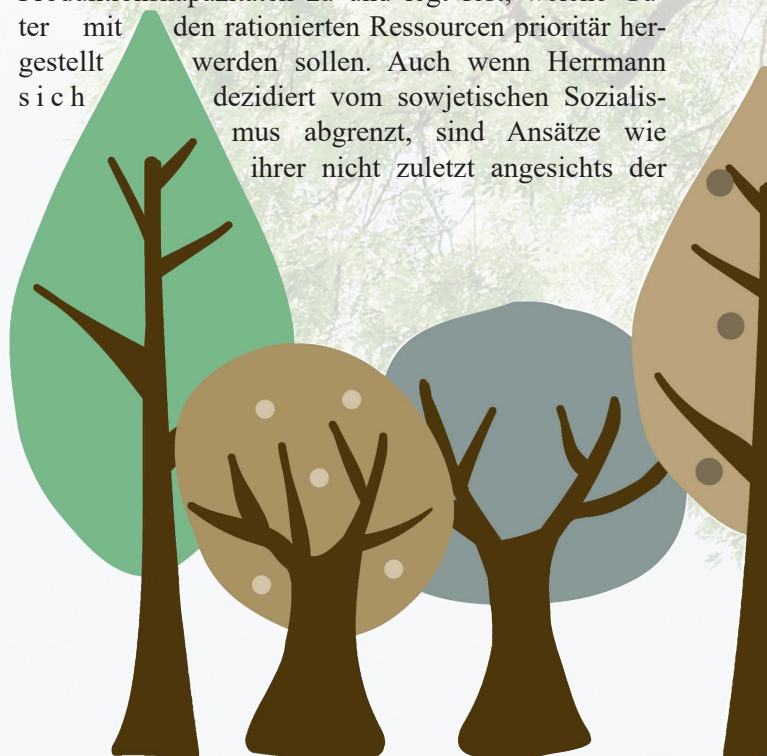
Wirtschaft ohne Wachstum

Die Alternative heißt: Wir schrumpfen. Aber nicht durch Fachkräftemangel, bröckelnde Infrastruktur, Bürokratieexplosion und internationale politische Krisen wie das deutsche BIP aktuell. Stattdessen fordern Degrowth- und Postwachstumsansätze eine geplante und strukturelle, möglichst globale Umsteuerung. In den Fokus rücken sie hierbei nicht nur den Umweltschutz, sondern auch binnen- und zwischenstaatliche finanzielle Umverteilung, soziale Gerechtigkeit und eine Abkehr von materialistischen Idealen. Globale Lieferketten sollen durch regionale Strukturen; Überkonsum

durch kreislauf- und subsistenzwirtschaftliche Elemente ersetzt werden. Anstelle von Wegwerfprodukten und regelmäßigen, erschwinglichen Neuanschaffungen sollen Recycling und mit Nachbar*innen geteilte Gemeinschaftsgüter dominieren. Insgesamt sollen Produkte langlebiger sein und im Zweifel auch selbst repariert werden – und zwar in einem Teil der Zeit, die wir heute am Arbeitsplatz verbringen. Denn in einer nicht-wachsenden Wirtschaft wird es vermutlich weniger berufliche Arbeit im heutigen Sinne, aber mehr „private“ Arbeit in Form einer stärkeren Selbstversorgung geben.

Beispiel: Ulrike Herrmanns „Kriegswirtschaft“

Einige Befürworter*innen plädieren zudem für eine starke staatliche Lenkung. So zum Beispiel die Journalistin Ulrike Herrmann: In ihrem Modell, das an die britische Kriegswirtschaft im Zweiten Weltkrieg anknüpft, bleiben Unternehmen in privatem Besitz, sodass die Eigentümer*innen nach wie vor selbst über die Betriebsabläufe entscheiden. Aber der Staat teilt Produktionskapazitäten zu und legt fest, welche Güter mit den rationierten Ressourcen prioritär hergestellt werden sollen. Auch wenn Herrmann sich dezidiert vom sowjetischen Sozialismus abgrenzt, sind Ansätze wie ihrer nicht zuletzt angesichts der



Erfahrungen mit Planwirtschaft im 20. Jahrhundert starker Kritik ausgesetzt. Denn es bleibt fraglich, inwieweit sich planwirtschaftliche Strukturen mit demokratischen Freiheits- und Mitbestimmungsrechten vereinbaren lassen.

Die Krise als Chance

Veränderungen sind nervenaufreibend und kräftezehrend, können Gesellschaften spalten und zu Unruhen und Protesten führen. Doch ob wir uns zum Handeln entscheiden oder nicht, die kommenden Jahrzehnte werden unbequem. Wenn wir nicht jetzt damit anfangen, unser Wirtschafts- und Gesellschaftssystem fundamental zu reformieren, werden uns Ressourcenknappheit und Extremwetter in absehbarer Zukunft dazu zwingen. In Ulrike Herrmanns Worten: „Künftig bestimmt die Natur, wie viel Wachstum möglich ist – und nicht das Wachstum, was von der Natur übrigbleibt.“ Wie wäre es also, wenn wir den Wandel als Chance begreifen? Denn nur weil wir „auf dem Papier“ ärmer werden, heißt das nicht, dass wir uns nicht auf andere Formen des Reichtums konzentrieren können. Postwachstum verlangt eine stärkere Selbstversorgung und Eigenverantwortung, die gut in kleineren Gemeinschaften stattfinden kann.

Schließlich müssen wir den wirtschaftlichen mit einem soziokulturellen Wandel verknüpfen, und so könnten wir unseren Fokus stärker auf unser Verhältnis zur Natur und auf Gemeinschaftsbildung im unmittelbaren Umfeld richten. Diese Notwendigkeit zur Verkürzung von Lieferketten und Stärkung regionaler Strukturen betont auch Niko Paech: „Nur durch direktere Beziehungen zwischen der Verbrauchs- und Produktionsseite lassen sich genau jene Voraussetzungen herstellen, unter denen verantwortbares ökonomisches Handeln nicht nur überhaupt erst möglich, sondern wahrscheinlich wird.“ Hierfür schlägt er beispielsweise parallel zur Standardwährung die Einführung einer „Regionalwährung“ vor, die nur in einem begrenzten Radius nutzbar ist.

”

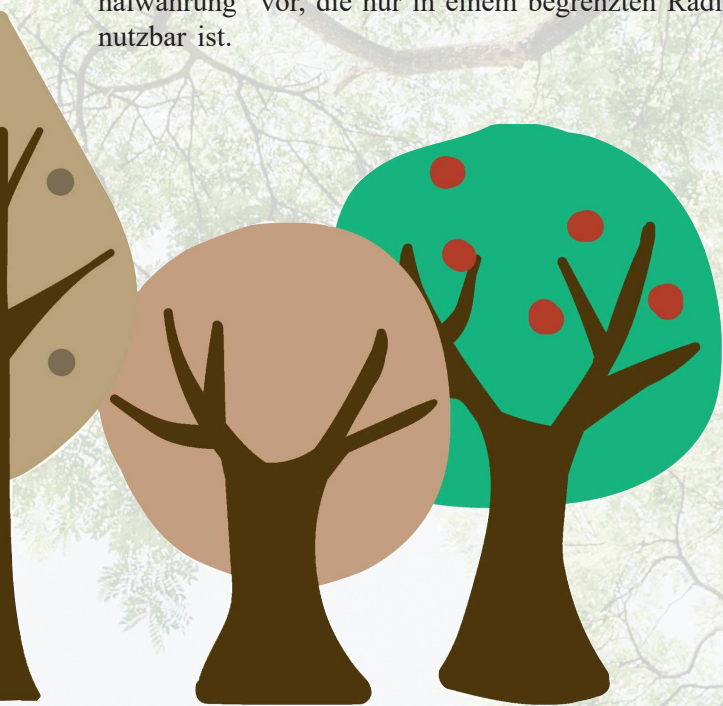
Wir können und sollten also die Gelegenheit nutzen, um den Wandel mitzugestalten, indem wir unsere Perspektiven einbringen, uns an Pilotprojekten beteiligen und uns für ein stärkeres Klimabewusstsein einsetzen.

“

Perspektiven und Handlungsschritte

Das soll keinesfalls bedeuten, dass wir auf eine idyllische Zukunft zusteuern. Im Gegenteil: Wir müssen uns für massive Einschränkungen, hohen Verzicht und anstrengende Umstellungen wappnen. Umso wichtiger ist es jedoch, die Diskussion um Alternativen zum aktuellen Wirtschafts- und Gesellschaftssystem auch jenseits der akademischen Blase stärker im öffentlichen Diskurs zu verankern. Dazu beitragen kann beispielsweise die mediale Präsenz von privaten Initiativen und Pilotprojekten wie die der Solidarischen Landwirtschaften (Solawi). Auch populärwissenschaftliche Literatur, die das aktuelle Problem und neue Konzepte anschaulich und zugänglich vermittelt, kann hier als Türöffner dienen. Schließlich zeigten Bestseller von Autor*innen wie beispielsweise Maja Göpel, Ulrike Herrmann, Niko Paech und Kohei Saito in den letzten Jahren, dass durchaus Interesse an ökonomischen Zugängen zum Thema Nachhaltigkeit besteht.

Nicht zuletzt ist die Unterstützung einer breiten Öffentlichkeit für eine wesentliche Veränderung notwendig, weshalb wir einen Wandel der gesellschaftlich dominanten Narrative brauchen. Hierbei könnten auch Schulen eine Schlüsselrolle spielen, indem sowohl ökologische als auch ökonomische Themen und vor allem Nachhaltigkeitsideale stärker im Unterricht verankert werden. Außerdem muss die Bekämpfung der Klimakrise mit dem Vorgehen gegen Verteilungsungerechtigkeit verknüpft werden: Klimaschutz verlangt Zumutungen, die nicht primär die Vulnerabelsten treffen dürfen, die noch dazu die wenigste Schuld am Klimawandel trifft. Wir können und sollten also die Gelegenheit nutzen, um den Wandel mitzugestalten, indem wir unsere Perspektiven einbringen, uns an Pilotprojekten beteiligen und uns für ein stärkeres Klimabewusstsein einsetzen. Und indem wir uns und anderen die Frage stellen, was es wirklich bedeutet, „reich“ zu sein – und ob das BIP der Hauptindikator für den Wohlstand eines Landes sein sollte.



KÖLSCHE SPROCH

GRUNDSTEIN DES KULTURELLEN REICHTUMS KÖLNS

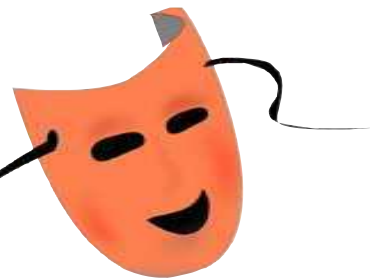
NIKLAS BRÜCKMANN & DANIEL CAUTNIC

Vor kurzem habe ich mich mit meinem Großvater, der Erdbacher Platt spricht, über Dialekte unterhalten und musste feststellen, dass in manchen Regionen Deutschlands Mundarten zunehmend weniger stark vertreten sind. Nur etwa 5 % der Menschen, die ihren regionalen Dialekt nutzen, sind unter 24 Jahren. Laut dem Sprachwissenschaftler Georg Cornelissen vom Bonner Amt für Rheinische Landeskunde sind alte Dialekte in Berlin, Sachsen oder im Ruhrgebiet sogar bereits ausgestorben. Aus der Sorge vor Hindernissen wird besonders im beruflichen Kontext lieber auf Hochdeutsch zurückgegriffen. Jedoch verbinden viele Menschen mit ihrem Dialekt auch das Gefühl von Heimat und schätzen die Diversität der Sprache. In manchen Teilen der Bundesrepublik werden Dialekte aus derartigen Gründen daher aktiv gefördert. Ein Beispiel aus der Nähe von Bonn ist Köln. Bemerkenswert ist, dass die Kölner*innen ihren Dialekt als „Sprache“ und nicht nur als „Mundart“ bezeichnen.

Inwieweit ist „Kölsche Sproch“ eine eigene Sprache im Vergleich zum Hochdeutschen?

Wie auch das Aachener Platt oder Bönnsch, handelt es sich bei Kölsch um einen Dialekt. Diese regionale Entwicklung lässt sich sprachwissenschaftlich den ripuarischen Dialekten zuordnen, die sich unter anderem durch das Fehlen der frühneu-

deutschen Diphthongierung oder einen eigenen Satzrhythmus kennzeichnen. Kölsch ist dem Hochdeutschen sprachlich näher als beispielsweise Luxemburgisch oder Siebenbürgisch-Sächsisch, was in Teilen Rumäniens gesprochen wird.



Warum wird es dann „Sproch“ genannt?

In der Linguistik wird „Kölsch“ eindeutig vom Begriff „Sprache“ abgegrenzt. Dass die Kölner*innen selbst jedoch ihren Dialekt als Sprache bezeichnen, zeigt, dass die „Kölsche Sproch“ eine tiefere Bedeutung hat, die eng mit der kulturellen Identität der Kölner*innen verbunden ist. Diese Verbundenheit mit der Stadt und ihrer regionalen Kultur prägt das Leben der Bewohner*innen in vielerlei Hinsicht. Dazu zählen die lockere und welt-offene Lebensart, die kölsche Musik oder der Karneval. Diese Ebenen greifen ineinander, wenn Kölner*innen und Besucher*innen während des Karnevals gemeinsam zu lockerer Musik auf Kölsch gemeinsam feiern.

Was wäre Karneval ohne „Kölsche Sproch“?

Der Karneval gilt als das Herz der Kultur. Kostüme, Bier, gute Laune, gute Musik prägen die Feier der Großstadt. Allerdings nimmt der aktive Sprecher*innen ab: Die UNESCO stuft Kölsch als eine vom Ausster-

Kölner Kultur und kölschen Besonderheiten prägen die Zahl der Besucher*innen deutlich. Kölsch ist ein



bedrohte Sprachentwicklung ein. Auch wenn die Zahl der Sprecher*innen umstritten ist, ist es dennoch spürbar, dass zunehmend weniger Menschen noch aktiv Kölsch sprechen. Es sind vorwiegend die älteren Generationen, die die „Kölsche Sproch“ beherrschen und sich in dieser Form unterhalten können.

Der Karneval ist ohne kölsche Musik kaum vorstellbar. Entgegen der Befürchtung, dass keine Künstler*innen mehr auf Kölsch singen würden, ist bereits eine „zweite Generation“ entstanden, die diese Tradition fortführt.

Künstler*innen wie zum Beispiel Basti Campmann von Kasalla, der Sohn von Hartmut Priester (Mitglied der Bläck Fööss), oder Stephan Brings, der Sohn von Rolly Brings, helfen dabei, den Karneval und die „Kölsche Sproch“ lebendig zu halten.

Wie sieht die Zukunft aus?

Der Dialekt wird aktuell durch verschiedene Initiativen intensiv gefördert. Seit 2024 feiert die Stadt Köln den „Daach der kölschen Sproch“, bei dem verschiedene Aktivitäten rund um die lokale Mundart angeboten werden. Auch die SK Stiftung Kultur der Sparkasse Köln-Bonn beteiligt sich am Erhalt der „Kölschen Sproch“



”

Diese Verbundenheit mit der Stadt und ihrer regionalen Kultur prägt das Leben der Bewohner*innen in vielerlei Hinsicht. Dazu zählen die lockere und weltoffene Lebensart, die kölsche Musik oder der Karneval.

“

und bietet Sprachkurse für alle Altersgruppen, Veranstaltungen sowie eine Bibliothek mit kölscher Literatur an.

Selbstverständlich ist die aktive Nutzung der Sprache ein essenzieller Bestandteil einer lebendigen Mundart und unabdingbar für den Erhalt dieses kulturellen Reichtums. Deshalb ist es entscheidend, dass Eltern ihren Kindern den regionalen Dialekt vermitteln und diesen auch selbst im Alltag verwenden. Andernfalls besteht das Risiko, dass es schon bald keine Muttersprachler*innen mehr geben könnte, sondern nur noch Zweit- oder Fremdsprachler*innen.

Um die „Kölsche Sproch“ vom Aussterben zu bewahren, sollte man achtsam bleiben. Der Dialekt ist ein bedeutender kultureller Bestandteil Kölns, der die Stadt und ihre Bewohner*innen eindeutig prägt, aber auch einer von vielen Ausprägungen linguistischer Diversität. Deshalb lohnen sich sowohl institutionelle als auch persönliche Bemühungen, Kölsch lebendig zu halten.

WAS IST REICHTUM?

EINE PERSÖNLICHE REFLEXION

JONAS PFITZNER

Du! Bitte beantworte mir eine kleine Frage: Was ist Reichtum? Was kommt dir intuitiv in den Sinn? Welches Bild hast du vor deinem inneren Auge? Danke! Reichtum beschreibt ganz allgemein den Überfluss an irgendeiner Art von Wert (der DUDEN spricht von einer „reiche[n] Fülle von etwas“). Ich selbst dachte dabei direkt an den Wert Geld. Doch Reichtum kann sich auch auf ganz andere materielle und auch immaterielle Werte beziehen. Ich bin zum Beispiel – und glücklicherweise – reich an Freundschaften. Dies kann ich einmal auf die Anzahl der physischen, mit mir Zeit verbringenden Personen beziehen. Ich kann damit aber auch die immaterielle Beziehung und die besondere zwischenmenschliche Bindung beschreiben (diesem Verständnis von Freundschaft kann ich deutlich mehr abgewinnen, aber you do you). Reichtum kann sich im Grunde also auf alles beziehen. Dass ich nun aber intuitiv an einen Batzen Geld gedacht habe, nervt mich. Ich bin doch so ein (cooler) linker Antikapitalist. Schon wieder merke ich, dass ich doch nur ein Kapitalist mit antikapitalistischer Verwirrung bin.

Zuerst dachte ich, ich sollte mich wieder entspannen. Ich habe als Kind einfach zu viel Donald Duck geguckt und deswegen kam mir halt dieses Bild in den Kopf. Darin besteht doch nichts Schlimmes und es sagt nichts über meine Einstellungen aus. Ja, stimmt wahrscheinlich. Dennoch kam mir mal wieder der Gedanke: „Fuck, der Kapitalismus sitzt so tief in uns. Und er wird so unscheinbar in uns eingehämmert. Ich meine, das waren doch einfach nur lustige Enten ohne Hosen.“ Je mehr ich darüber nachdenke, desto schlimmer finde ich es: Reichtum kann sich auf alle möglichen Werte beziehen und ich priorisiere intuitiv das Geld.

Vielleicht ist die spontane Frage nach Reichtum eine der fundamentalsten Fragen, um Gesellschaftssysteme zu verstehen. Wenn wir etwa Wissen als höchsten zu erstrebenden Wert anpreisen und darauf unsere Gesellschaft ausrichten würden – vielleicht würden wir bei der

eingestiegen
gesteigert
Frage
an einen
Geld direkt
Stapel Büche
Vielleicht sollte
für diese Frage nicht einstha
Zeit nehmen: Von welchem
Wert wollen wir am liebsten
nen Überfluss haben? Oder
Worin möchten wir wirklich reich
sein?

Ich merke, reflektiert und ehrlich überlegt, wie viele verschiedene immaterielle Werte – etwa Liebe, Gesundheit, Freiheit, etc. – durch meinen Kopf fliegen. Individuell könnte ich sie als Bestandteile meines generellen Wohlergehens zusammenfassen und gesellschaftlich vielleicht als Gemeinwohl. Wie auch immer, ich bleibe auf jeden Fall nicht mehr bei meiner Antwort: „Geld“. Warum denn auch?



Geld ist kein natürlich menschliches Bedürfnis. Wir verlangen nach unterschiedlichen materiellen Werten, die unser Leben leichter und besser machen können. Offensichtlich möchte ich nicht auf mein Tablet verzichten, das mir gerade hilft, diesen Text effizient zu schreiben. Teilweise brauchen wir solche materiellen Werte auch zum Überleben, wie ganz banal das Wasser neben mir. Die Erfindung des Geldes als einheitliches Tauschmittel und Wertbezug ist für die Befriedigung dieser materiellen Bedürfnisse ziemlich effizient und sinnvoll. Dennoch leite ich daraus nicht ab, dass unser Reichtumsziel Geld sein sollte. Ich könnte das damit begründen, dass das darauf abzielende System

– der Kapitalismus – systembedingt Mensch und Natur auf unterschiedliche Art und Weise ausbeuten muss. Jedoch argumentiere ich viel allgemeiner: Warum muss ich meine Kritik legitimieren, der Kapitalismus doch selbst

wie gesamtgesellschaftlich dahinter vereinen, dass wir lieber reich an menschlichem Wohlergehen als an Geld sein wollen?

Es klingt nach einem wenig bedeutenden Schritt, aber eine solche Ziel-Mittel-Umkehrung hat Folgen. Wenn das gesellschaftliche Ziel ist, möglichst viel Kapital zu akkumulieren und menschliches Wohlergehen (als die Bedürfnisbefriedigung, resultierend aus dem angebotenen Produkt) als Mittel fungiert, dann sind Ausbeutung in der Produktionskette oder Preiswucher weiterhin möglich. In einem funktionierenden System mit dem Ziel menschlichen Wohlergehens, kann Geldanhäufung auch ein funktionierendes Mittel sein, aber es muss sich stets über generelles menschliches Wohl legitimieren und obige inhumane Praktiken wären nicht möglich.

Wie genau man ein solches antikapitalistisches System aufbauen kann und wie man konkret menschliches Wohlergehen definiert, muss dann natürlich immer noch geklärt werden. Dafür reicht hier leider nicht der Platz und wahrscheinlich auch nicht mein Intellekt. Ein spannendes Konzept gebe ich euch aber trotzdem gerne mit: die Gemeinwohl-Ökonomie von Christian Felber (kleiner Tipp: sein Buch gibt es im Online-Volltext auf Bonnus). Die grobe Idee besteht darin, wirtschaftlichen Erfolg an Gemeinwohl-Wachstum – damit meint eine Verbesserung in den Werten Menschenwürde, Nachhaltigkeit, Nachhaltigkeit und Partizipation – und nicht an finanzieller Kapitalanhäufung zu messen. So kann eine Unternehmen beispielsweise eine Gemeinwohl-Bilanz ausgestellt werden, die über viele rechtliche Vorteile (Steuern, Kredite, ...) entscheidet. Das Ziel ist, humanes Wirtschaften entlang der gesamten Wertschöpfungskette systematisch zu fördern und inhumanes zu begrenzen. Kurzum: Eine Marktwirtschaft, die auf den Menschen statt auf das Geld ausgerichtet ist.

und zieht die Legitimation als Wertwert daraus, dass es verspricht, menschliche Bedürfnisse individuell zugeschnitten zu befriedigen und so am effektivsten menschliches Wohlergehen zu schaffen. Ich möchte jetzt bewusst der Frage nachgehen, ob dieses Versprechen nicht wird, ich habe einen banaleren Ansatz, der in Übereinstimmung mit der Vielzahl meiner immateriellen Reichtumsziele steht: Warum wählen wir nicht einfach menschliches Wohlergehen selbst als Zeitwert? Können wir uns nicht alle individuell

Wenn ihr andere spannende Ansätze habt, schreibt mir gerne (jonaspfitzner@gmx.de), doch im Grunde soll es darum nicht gehen. Ich wollte hier nur diesen folgenschweren Priorisierungsfehler aufbereiten. Und wie lässt er sich besser symbolisieren als in meiner persönlichen Reflexion über Reichtum: Folge ich meiner ersten Intuition, zeigt sich der indoktrinierte Kapitalist in mir, der in meinem Unterbewusstsein freien Lauf hat und materielle Werte fordert. Nehme ich mir die Zeit zur Reflexion und echten Überlegung, besinne ich mich zurück auf immaterielle Werte, die uns Menschen ausmachen. Wie kann es sein, dass ich (Mensch) mich aufs Menschliche zurückbesinnen muss? Von daher denke ich, dass wir alle individuell wie gesamtgesellschaftlich mal wieder menschlich über unser priorisiertes Ziel nachdenken sollten. Anders ausgedrückt: Worin wollen wir wirklich reich sein?

Die Beschaffung – Ein reiches Spektrum an Aufkommensarten

Auf der Ebene der nachrichtendienstlichen Beschaffungsarten, die das A und O der Informationsgewinnung darstellen und Grundlage für die Erstellung eines aussagekräftigen Lagebildes sind, herrscht ebenfalls Vielfalt. Die Beschaffung erfolgt dabei über sechs verschiedene Aufkommensarten. Die vier klassische Arten umfassen die Nutzung offener Informationsquellen (*Open Source Intelligence*), die Führung menschlicher Quellen, die über Zugang zu relevanten Informationen verfügen oder diese selbst besitzen (*Human Intelligence*), das Sammeln von Informationen durch die Auswertung von Satelliten- oder Luftbildaufnahmen (*Imagery Intelligence*) und abschließend die Erfassung und Filterung globaler Datenströme (*Signal Intelligence*). Zwei immer bedeutender werdende Aufkommensarten sind Geospatial Intelligence, die Daten einem bestimmten Ort zuordnet, sowie die *Social Media Intelligence*, die sich der Gewinnung von Informationen über die sozialen Medien widmet.

Diversität nachrichtendienstlicher Arbeitskulturen

Vergleicht man anschließend Nachrichtendienste untereinander, fällt auch hier eine große Diversität auf, denn weltweit folgen nachrichtendienstliche Systeme je eigenen internalisierten Arbeits- und Vorgehensweisen. Naturgemäß können hinsichtlich der inneren Arbeitskultur eines Dienstes nur eingeschränkt Aussagen getroffen werden. So gelten die ukrainischen Dienste SBU (Inlandsgeheimdienst) und HUR (Militärnachrichtendienst) als pragmatisch und innovativ, wie ihre verdeckten Operationen gegen Russland infolge des Angriffs auf die Ukraine im Februar 2022 zeigen. Beispielsweise führten sie im Rahmen der „Operation Spinnennetz“ durch den Einsatz von First-Person-View-Drohnen, die in Holzkisten versteckt tief in das russische Hinterland geschmuggelt worden waren, einen koordinierten Angriff auf russische Langstreckenbomber aus. Sie schrecken ebenso wenig vor gezielten Anschlägen auf militärische und politische Entscheidungsträger*innen Russlands zurück, wobei dies auch für ihre russischen Pendanten wie den berüchtigten GRU (Militärnachrichtendienst) gilt.

Den britischen Diensten hingegen haftet eine stilvoll-elegante und geheimnisvolle Aura an, die insbesondere durch die populären englischsprachigen „James-Bond“-Romane von Ian Fleming und



briti-
weitrei-
und kulturelle
dern des Com-
dadurch einfacher
rekrutieren kann.

Der deutsche (BND), der und technisch wird, gilt im Gegensatz zu den bereits genannten Diensten oder auch der *Central Intelligence Agency* (CIA) als „Vegetarier“, da er rechtlich gesehen rein nachrichtendienstliche Kompetenzen besitzt und seine Aktivitäten insbesondere durch das Bundeskanzleramt als Dienstaufsichtsbehörde und das parlamentarische Kontrollgremium überwacht werden. Durch die im Vorhinein stattfindende rechtliche Überprüfung der BND-Aktivitäten, die historisch bedingt ist, wird der BND eher als schwerfällig, weniger reaktionsstark und risikoavers angesehen.

den darauf basierenden Filmen etabliert wurde. Überdies gehören das Wissen um und die Identifikation mit den eigenen Diensten zur kulturellen Bildung in Großbritannien. Der MI6 bzw. *Secret Intelligence Service* (SIS) ist dabei besonders auf dem Feld der *Human Intelligence* anderen Behörden überlegen, da er durch die lange Kolonialgeschichte schenke gesellschaftliche Netzwerke in den Ländern des Commonwealth besitzt und menschliche Quellen

Bundesnachrichtendienst als nachrichtendienstlich leistungsfähig angesehen wird, gilt im Gegensatz zu den bereits genannten Diensten oder auch der *Central Intelligence Agency* (CIA)

als „Vegetarier“, da er rechtlich gesehen rein nachrichtendienstliche Kompetenzen besitzt und seine Aktivitäten insbesondere durch das Bundeskanzleramt als Dienstaufsichtsbehörde und das parlamentarische Kontrollgremium überwacht werden. Durch die im Vorhinein stattfindende rechtliche Überprüfung der BND-Aktivitäten, die historisch bedingt ist, wird der BND eher als schwerfällig, weniger reaktionsstark und risikoavers angesehen.

Entscheidend ist aber letztlich, ob und wie die jeweilige Regierung nachrichtendienstliche Erkenntnisse aufnimmt und zum Fundament ihres außen- und sicherheitspolitischen Handelns macht. Denn egal, wie leistungsfähig ein Dienst auch ist: Wenn dessen Produkt als politisch unerwünscht gilt, wird es kaum zur Entwicklung einer kurz- oder langfristig erfolgreichen Politik beitragen können. Im schlimmsten Fall wird ein Nachrichtendienst

”

Denn egal, wie leistungsfähig ein Dienst auch ist: Wenn dessen Produkt als politisch unerwünscht gilt, wird es kaum zur Entwicklung einer kurz- oder langfristig erfolgreichen Politik beitragen können.

“



politisiert und verliert damit seine Fähigkeit zur wertneutralen Beschaffung und Analyse der Inlands- oder Auslandspolitik.

Eine Fülle an Einflussfaktoren

Erwähnt werden muss auch die Fülle an Einflussfaktoren, die auf Nachrichtendienste einwirken und im Zusammenhang mit deren spezifischen *modi operandi* stehen. Jede Einrichtung steht unter dem vielfältigen Einfluss historischer, außen- und sicherheitspolitischer sowie kulturell-wissenschaftlicher Faktoren. Hier drei idealtypische Darstellungen.

Langfristige historische Erfahrungen brennen sich kollektiv in das Gedächtnis einer Gesellschaft ein. Der Missbrauch geheimdienstlicher Aktivitäten, wie er regelmäßig in autoritären und totalitären Systemen praktiziert wird, aber auch in demokratischen Staaten auftreten kann, führt zu einem geringen gesellschaftlichen Vertrauen in Nachrichtendienste. Ein prominentes Beispiel hierfür ist Deutschland: Die Geheime Staatspolizei (Gestapo) im NS-Regime und das Ministerium für Staatssicherheit (Stasi) in der DDR wurden hemmungslos zur Einschüchterung, Verfolgung und Ermordung von Oppositionellen sowie zum Machtaufbau des jeweiligen Herrschaftsapparates eingesetzt. Um das Wiederauftreten einer solchen eklatanten Gefahr zu verhindern, werden daher die Nachrichtendienste in der BRD durch ein parlamentarisches

Kontrollgremium überwacht und benötigen für einzelne Maßnahmen wie dem Abhören sogar richterliche Genehmigungen.

Außen- und sicherheitspolitische Rahmenbedingungen wirken ebenso auf die Ausprägung nachrichtendienstlicher Praxis und deren gesellschaftspolitische Wahrnehmung ein. Hier ist der Staat Israel ein aufschlussreiches Beispiel. Das Land hat sich seit seiner Gründung im Mai 1948 in mehreren Kriegen mit seinen arabischen Nachbarstaaten sowie nichtstaatlichen Akteuren wie der Hamas oder der Hisbollah befunden und war im Juni 2025 in einen direkten militärischen Schlagabtausch mit dem Iran verwickelt. Zudem wirkt die traumatisierende Erfahrung der Shoah nach und es werden regelmäßig Anschläge innerhalb des Staatsgebiets verübt. In der israelischen Bevölkerung wird demnach der Auslandsgeheimdienst Mossad, der in der *Intelligence Community* als effizient und effektiv eingeschätzt wird und auch Liquidierungen (gezielte Tötungen) verwendet, weitgehend als unabdingbar für die Sicherung der staatlichen Existenz angesehen.

„**Der Missbrauch geheimdienstlicher Aktivitäten, wie er regelmäßig in autoritären und totalitären Systemen praktiziert wird, aber auch in demokratischen Staaten auftreten kann, führt zu einem geringen gesellschaftlichen Vertrauen in Nachrichtendienste. Ein prominentes Beispiel hierfür ist Deutschland.**“

Ein ähnlich prägnantes Beispiel sind die bereits erwähnten Geheimdienste SBU und HUR. Das ukrainische Nachrichtendienstsystem, das in den 1990er Jahren entstanden ist, galt lange Zeit als korrupt und von Russland unterwandert. So platzierte der prorussische Präsident Viktor Yanukowych im Jahr 2010 russische

Loyalist*innen im Verteidigungsministerium, die die Arbeitsfähigkeit der HUR schwächten – bis es zur Annexion der Krim 2014 und schließlich zum großflächigen Angriff Russlands im Februar 2022 kam. Seitdem hat sich gezeigt, wie wichtig die Dienste für die Bewahrung der ukrainischen staatlichen Existenz und Unabhängigkeit sind. Entsprechend steigen ihr Ansehen und ihre Wertschätzung innerhalb der Bevölkerung, wozu auch Antikorruptions- und Säuberungsmaßnahmen beigetragen haben.

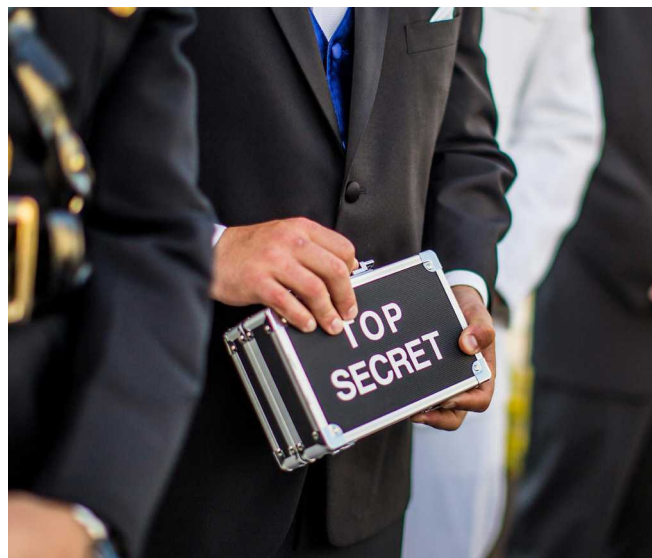
Ein feste (pop-)kulturelle und akademische Verankerung, wie sie vor allem im anglophonen Raum die CIA und der MI6 besitzen, wirkt sich vertrauensfördernd auf Nachrichtendienste aus. Memoiren, Biographien, belletristische Werke sowie Filme wie „Bourne-Identity“ wecken das gesellschaftliche Interesse an deren Arbeit und tragen dazu bei, sie als unerlässliches Instrument zur Wahrung der eigenen Sicherheit und Interessen im In- und Ausland zu sehen. Dies erleichtert es den Diensten einerseits, aus einem breiteren Pool an Bewerber*innen geeignetes Personal zu rekrutieren. Andererseits führt die vertrauensvolle Einstellung dazu, dass ihre Aktivitäten weniger streng reglementiert und kontrolliert werden. Auch die Einrichtung von Lehrstühlen und Studiengängen zu *Intelligence* und/oder *National Security* in Großbritannien oder den USA mindert die Abneigung gegenüber ihren Aktivitäten und verschaff ihnen trotz einer vorhandenen Grundskepsis gesellschaftliche Akzeptanz.

In Deutschland hingegen ist die Forschungsrichtung der

”

Langfristig wird hoffentlich auch in Deutschland das Bewusstsein für die komplexe Vielfalt an Nachrichten- und Geheimdiensten und ihre unverzichtbare Rolle für fundierte Entscheidungen im außen- und sicherheitspolitischen Bereich geschärft.

“



Intelligence Studies im (politik-)wissenschaftlichen Bereich bislang unterrepräsentiert. Der Master of Arts in *Strategy and International Security* am CASSIS der Universität Bonn ist ein positives Beispiel dafür – bundesweit neben nur einer Handvoll ähnlicher Studiengänge – die wissenschaftliche Beschäftigung mit Nachrichtendiensten an den Hochschulen zu institutionalisieren und diesem sicherheitspolitisch hochrelevanten Forschungsgebiet zu seiner längst überfälligen und notwendigen Anerkennung zu verhelfen. Langfristig wird hoffentlich auch in Deutschland das Bewusstsein für die komplexe Vielfalt an Nachrichten- und Geheimdiensten und ihre unverzichtbare Rolle für fundierte Entscheidungen im außen- und sicherheitspolitischen Bereich geschärft.



Human Resources

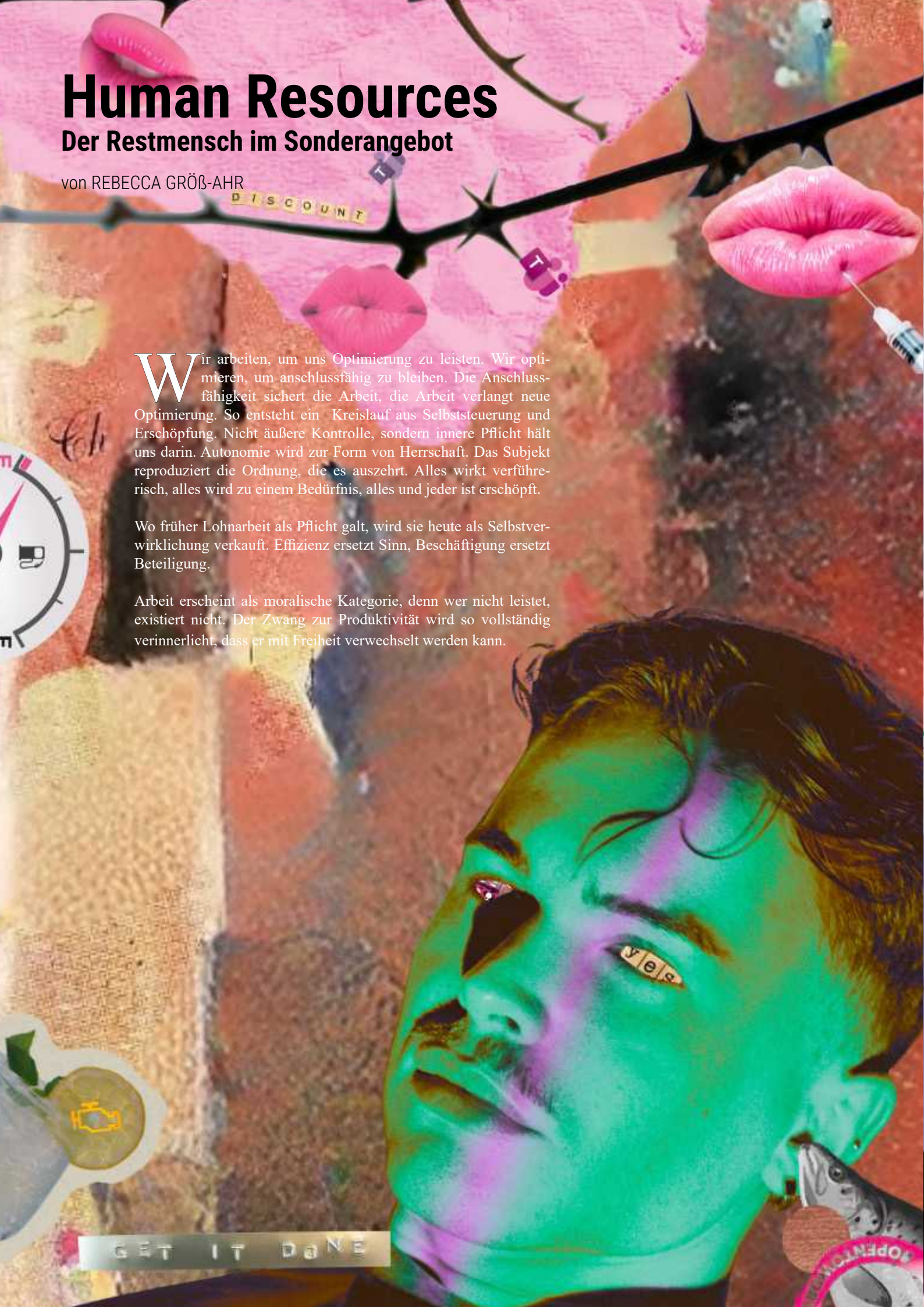
Der Restmensch im Sonderangebot

von REBECCA GRÖß-AHR

Wir arbeiten, um uns Optimierung zu leisten. Wir optimieren, um anschlussfähig zu bleiben. Die Anschlussfähigkeit sichert die Arbeit, die Arbeit verlangt neue Optimierung. So entsteht ein Kreislauf aus Selbststeuerung und Erschöpfung. Nicht äußere Kontrolle, sondern innere Pflicht hält uns darin. Autonomie wird zur Form von Herrschaft. Das Subjekt reproduziert die Ordnung, die es auszehrt. Alles wirkt verführerisch, alles wird zu einem Bedürfnis, alles und jeder ist erschöpft.

Wo früher Lohnarbeit als Pflicht galt, wird sie heute als Selbstverwirklichung verkauft. Effizienz ersetzt Sinn, Beschäftigung ersetzt Beteiligung.

Arbeit erscheint als moralische Kategorie, denn wer nicht leistet, existiert nicht. Der Zwang zur Produktivität wird so vollständig verinnerlicht, dass er mit Freiheit verwechselt werden kann.





N O

5
EURO
5

5
EURO
5

U E L

process for p
or fine-crack
Step 2 - 125w

ALL MY BEST FRIENDS ARE...

EMPLOYEE SAFETY

IM FOKUS

STOLPERN UND AUFSTEHEN – FRAUEN IN DER LOKALEN POLITIK

DANIEL CAUTNIC

In der Lokalpolitik sind Frauen sowohl in Deutschland als auch in Rumänien unterrepräsentiert. Trotzdem gibt es viele erfolgreiche Frauen, die sich in der Politik einen Namen gemacht haben. Die Redaktion freut sich, die deutsche Oberbürgermeisterin von Ludwigshafen am Rhein, Jutta Steinruck, und die rumänische Bürgermeisterin von Langenau/Câmpulung, Elena Lasconi, interviewen zu dürfen.

Bitte stellen Sie sich kurz vor und teilen Sie uns mit, wie Sie zur Politik gekommen sind.

Steinruck: Mein Name ist Jutta Steinruck, ich bin seit Januar 2018 Oberbürgermeisterin der Stadt Ludwigshafen am Rhein. Zuvor war ich viele Jahre Europaabgeordnete, Landtagsabgeordnete und im Kommunalparlament, im Stadtrat von Ludwigshafen.

Wie bin ich zur Politik gekommen? Ich habe mich in meinem Stadtteil ehrenamtlich engagiert. Als mein Sohn in den Kindergarten gekommen ist, wurden auf dem Gelände Spritzen gefunden und ich war Vorsitzende des Elternausschusses des Kindergartens. Da haben wir Eltern die Aufmerksamkeit dafür gewollt, dass sich jemand darum kümmert. Das war die erste mediale Aktion, die wir gemacht haben.

Danach hat der damalige Oberbürgermeister das sogenannte „Kinderparadies“ im Friedenspark geschlossen, eine tolle Anlage, die es auch heute noch gibt, in der Kinder spielen können. Wir haben uns erfolgreich gegen die Schließung gewehrt.

Danach war ich viele Jahre Gründungsvorsitzende des Bürgervereins in meinem Stadtteil, dem Stadtteil West in Ludwigshafen. Dort leben viele arme Menschen mit

Migrationshintergrund oder ohne Arbeit. Wir haben zusammen versucht, etwas für die Menschen zu erreichen. Durch mein Ehrenamt habe ich gemerkt, wie viel ich politisch erreichen kann. In dieser Zeit bin ich in die SPD eingetreten – es war die Zeit der neuen Quotenregelung, mehr Frauen sollten in die Politik. So wurde ich schnell Mitglied meiner damaligen Partei, kam in den Stadtrat und habe dort Verantwortung übernommen, obwohl ich kaum Erfahrung hatte.

Eigentlich wollte ich nie Berufspolitikerin werden, aber ich wurde immer wieder aufgefordert, den Schritt zu gehen. So sitze ich heute hier und bin Oberbürgermeisterin, ich werde aber am Ende des Jahres nach einer Amtszeit meine politische Karriere beenden.

Lasconi: Mein Name ist Elena Lasconi, und ich bin die Bürgermeisterin der Stadt Langenau/Câmpulung. Ich glaube, Gott wollte, dass ich in die Politik komme. Die Wut hat mich hierhergebracht – nach 25 Jahren im Journalismus, mit einer liberalen-kapitalistischen Denkweise, wurde ich immer unzufriedener. Ich war oft bei Protesten dabei, und als ich sah, dass sich die Situation immer weiter verschlechterte, habe ich beschlossen, zu versuchen, etwas zu verändern.

Ich hatte ein kleines Haus in Langenau, in einer Straße ohne Wasser, Abwasser oder Gas – dort war seit 100 Jahren nichts mehr investiert worden. In einem Interview sagte ich einmal im Scherz, dass ich kandidieren würde, wenn ich mich zu sehr ärgere – am nächsten Tag rief mich jemand von der USR an. Zuerst lehnte ich ab, aber ein Jahr später, während der Dragnea-Dăncilă-Zeit, hatte ich das Gefühl, dass das Land erstickt. Da habe ich mich entschieden, in die Politik zu gehen.

Ich kam hierher, ohne jemanden zu kennen, ohne Ersparnisse. Ich kündigte am 3. März, und am 4. März wurde der Notstand ausgerufen. Ich überlebte dank der Hilfe einer Freundin aus Amerika und machte bis zu den Wahlen im September Wahlkampf – obwohl ich krank war, mit einem Bandscheibenvorfall in der Halswirbelsäule.

Die Menschen setzten ihre letzte Hoffnung in mich, nach Jahrzehnten, in denen nichts passiert war. Fabriken wurden geschlossen und tausende Arbeitsplätze gingen verloren. Ich habe Tag und Nacht gearbeitet, um EU-Fördermittel zu gewinnen – in einem armen Rathaus.

Was hat Sie motiviert, Bürgermeisterin zu werden – und was bedeutet Ihnen dieses Amt persönlich?

Steinruck: Ich war eine sehr glückliche Europaabgeordnete und konnte viel bewegen. Als Gesamtsprecherin der Fraktion für Beschäftigung und Soziales war ich europaweit unterwegs und sehr einflussreich. Ich habe gezögert, als ich als Oberbürgermeisterin kandidieren sollte – in Brüssel hatte ich alle Möglichkeiten. Hier vor Ort ist es unmittelbarer: Busse, Spielplätze, Stadtentwicklung. Das sind konkrete Herausforderungen im direkten Kontakt mit den Menschen.

Ich bin hier geboren und aufgewachsen. Ich kenne jede Ecke hier. Deswegen habe ich die „große Politik“ in Brüssel hinter mir gelassen und bin nach Ludwigshafen gegangen. Ich habe es nicht bereut.



Elena Lasconi (rechts) und Daniel Cautnic (links)

INFO

Die „Dăncilă-Dragnea-Zeit“ (2018–2019) bezeichnet die politische Ära in Rumänien, in der Viorica Dăncilă als Ministerpräsidentin und Liviu Dragnea als PSD-Vorsitzender regierten, geprägt von politischer Instabilität, Korruptionsskandalen und Massenprotesten.

Lasconi: Für mich ist das eine große Verantwortung. Es ist, als würde ich einen Rucksack voller schwerer Steine auf dem Rücken tragen – jede einzelne Stimme bedeutet eine enorme Verantwortung. Das raubt mir den Schlaf. Zum Beispiel habe ich im Moment Schlafprobleme, weil ich ständig daran denken muss, dass sie 45 % der Angestellten in den staatlichen Institutionen entlassen wollen, während ich selbst nicht genug Leute habe, um meine laufenden Projekte umzusetzen. Wie soll ich ruhig schlafen, wenn ich weiß, dass ich Menschen mit einer eigenen Familie und finanziellen Sorgen entlassen muss?

Es ist sehr schwer. Ich binde mich an Menschen, ich bin sehr empathisch und glaube fest daran, dass man nur im Team Dinge wirklich zum Besseren verändern kann. Und ich glaube, das ist mir hier in Langenau gelungen – auch wenn mich am Anfang, vor fünf Jahren, niemand wollte. Viele sagten sogar, sie hätten mich gehasst, obwohl sie mich gar nicht kannten. Nur weil ich nicht von hier bin, weil ich eine Frau bin, weil ich Fernsehmoderatorin bei ProTV war – „der Star von ProTV“.

So ein Amt kann einem den Verstand rauben. Ich hatte das Glück, im Rampenlicht zu stehen. Wenn täglich hundert Menschen in dein Büro kommen und „Frau Bürgermeisterin“ sagen, aber nicht einmal 1 % zu deiner Beerdigung kämen – nur für die Fassade –, kann man den Bezug zur Realität verlieren. Der Stuhl der Bürgermeisterin ist ein schöner, aber unbequemer Stuhl, damit ich niemals vergesse, warum ich hier bin.

Gibt es in Ihrem politischen Werdegang einen Moment, den Sie als besonders schwierig oder als „Stolperstein“ erlebt haben?

Steinruck: Rückblickend gab es viele Momente und Entscheidungen. Ludwigshafen ist eine der am stärksten verschuldeten Städte in Rheinland-Pfalz – nicht durch eigene Fehler, sondern weil Bund und Land uns laufend Aufgaben übertragen, aber nicht ausreichend

Mittel geben. Über Jahrzehnte mussten wir draufzahlen. Irgendwann hatte ich keine Lust mehr, das zu akzeptieren und habe so angefangen mich zu wehren. Zunächst habe ich im Stadtrat eine Wutrede gehalten: Wenn wir das tun, was erwartet wird, muss in Ludwigshafen ganz viel schließen. Ich habe dieses Ringen um Aufmerksamkeit satt, denn es ist längst nicht nur meine Stadt. Viele Kommunen sind in einer schwierigen finanziellen Situation.

Da habe ich begonnen, für meine Stadt zu kämpfen. Das hat einige irritiert. Bei einem Mann hätte man „führungsstark“ gesagt, bei einer Frau hieß es „zickig“ und „emotional“. Doch ich habe immer klargestellt: Es geht nicht um mich, sondern um die Menschen und die Zukunft der Stadt. Das war ein schwerer Weg. Aber manche, die mich nach meiner Wutrede vor vier Jahren noch beschimpft haben, klatschen heute dafür, dass ich diesen Weg gehe. Das hilft Städten wie Ludwigshafen. Inzwischen habe ich mit diesem Problem auch außerhalb der Stadt Aufmerksamkeit erregt und ich merke, man beginnt umzudenken. Man hört diesen Ruf, aber der Weg dahin war auch von Beschimpfungen und Unverständnis geprägt.

Lasconi: Ich bin die erste Bürgermeisterin von Langenau. In dieser Zeit bin ich auf viele Hindernisse gestoßen, aber ich habe mich nie beklagt; ich habe immer nach Lösungen gesucht.

Letztes Jahr habe ich eine enorme Verantwortung übernommen. Ich konnte nach den Kommunal- und Europawahlen nicht einfach Zuschauerin bleiben, als ich sah, dass das Land von der macht-orientierten PSD dominiert war und die isolationistische Partei AUR schnell wuchs. Viele haben mir gesagt, dass sie nicht durchgehalten hätten, was ich durchgemacht habe. Ich bin Vorsitzende der USR geworden – die zweite Frau in den letzten 35 Jahren, die eine Parlamentspartei führt. Meine Präsidentschaftskandidatur war extrem schwierig, ohne echte Unterstützung aus der eigenen Partei und mit zahlreichen Sabotageaktionen. Ich habe nie Unterstützung von der USR-Spitze gespürt. Ich wurde auch im letzten Jahr sabotiert – nur hatten sie keine Wahl, weil gleichzeitig Parlamentswahlen stattfanden. Ich habe inzwischen herausgefunden, dass sie Nicușor Dan kontaktiert hatten, damit er Präsidentschaftskandidat wird, und er sagte „nein“. Ich wurde sogar von den Söldner*innen überwacht, die zu Călin Georgescu gehörten. Es war überhaupt nicht leicht.

Bei Fernsehsendungen und Debatten versuchten sie, mich mit etwas zu erwischen, mich zu verwirren, mich bloßzustellen, mir ein Etikett aufzudrücken. Denn mit einer Frau kann man so etwas ja leicht tun. Ich habe Verrat, Überwachung und Druck gespürt, aber mein Glaube an Gott hat mich getragen. Ich weiß, dass ich gute Dinge für Rumänien hätte tun können. Die schweren Momente haben mich zu dem Menschen gemacht, der ich heute bin – stärker und entschlossener.

Sie haben Videos gemacht, die die Ideen und Aussagen meiner Wahlkampagne völlig verfälschten – Videos, die über 300 Millionen Mal angesehen wurden. Und das bei 19 Millionen Einwohner*innen. Ich verstehe nicht, warum wir so böse geworden sind. Unsere Lebenslektion sollte Nächstenliebe sein. Für mich scheint es, als hätten wir ein unglaubliches Maß an Aggression erreicht. Es gibt keine Toleranz mehr, keine Liebe mehr unter den Menschen – nur Hass und Spaltung. Das erschreckt mich.

INFO

PSD (Sozialdemokratische Partei): sozialdemokratisch; größte Partei, stark im ländlichen Raum; oft Regierungspartei

USR (Union Rettet Rumänien): reformorientiert, liberal-progressiv; Fokus auf Antikorruption

AUR (Allianz zur Vereinigung der Rumänen): nationalistisch, konservativ, EU-kritisch; Zuwachs seit 2020

Was hilft Ihnen persönlich, nach einem Rückschlag wieder aufzustehen?

Steinruck: In schwierigen Momenten ziehe ich mich zurück und reflektiere. Ich frage mich, was gut war und was schlecht. Was hätte ich anders machen können? Dabei habe ich gelernt, dass ich einen klaren inneren Kompass habe, auf den ich mich verlassen kann. Außerdem hilft es mir sehr, mit meinem Hund spazieren zu gehen, um Abstand zu gewinnen.

Gleichzeitig bin ich froh, Menschen im Umfeld zu haben, die ehrlich sind und mir nicht nach dem Mund reden. Diese Reflexion – erst mit mir selbst, dann mit vertrauten Menschen – gibt mir Orientierung. Manchmal muss man früh überlegen, welche Alternativen es gibt und welche Konsequenzen sie haben. Das hilft mir, klare Entscheidungen zu treffen.

Wir hatten hier eine Messerattacke, wo Menschen getötet wurden. Das hat mich in Folgediskussionen in eine persönliche Krise gebracht. Da musste ich mich für ein paar Tage zurückziehen, um mit mir wieder ins Reine zu kommen.

Lasconi: Vertrauen in Gott. Ich brauche keine mathematische Gleichung für Gott. Ich weiß, dass es viele Meinungen gibt, aber ich habe ihn oft in meinem Leben gespürt. Ich wäre mehrmals beinahe gestorben. Ich glaube sehr stark an die Kraft Gottes.

Ich konnte auch viel Energie aus alltäglichen Begegnungen mit den Menschen sammeln. Ich habe keine unangenehmen Erfahrungen auf der Straße gemacht. Ich erinnere mich an ein Beispiel: Ich war einmal in einem Dorf. Ein Bus voller Kinder hielt an, und alle stiegen aus, um mich in die Arme zu nehmen – die Mädchen sagten mir, dass ich sie inspiriere, dass ich nicht aufgeben und weitermachen soll.

Wie werden Frauen in der deutschen Gesellschaft Ihrer Meinung nach in der Politik wahrgenommen – und hat sich dieses Bild in den letzten Jahren verändert?

Steinruck: Das Bild hat sich sehr verändert. Aber man muss immer wachsam sein, denn Dinge können auch wieder schlimmer werden. Ich bin in die Kommunalpolitik gekommen, als es für die SPD sehr wichtig war, dass genauso viele Frauen wie Männer in den politischen Gremien sitzen. Damals ist man auch nach dem Potenzial gegangen. Ich war damals viel jünger. Ich galt dann von Anfang an als Quotenfrau: Naja, die ist jetzt nur in den Stadtrat entsandt worden oder auf der Wählerliste gelandet, weil sie eine Frau ist, die noch nichts geleistet hat. Tatsächlich sehe ich das heute rückblickend sehr selbstbewusst, weil ich jede dieser Aufgaben auch angenommen habe. Hätte ich weiter nichts geleistet, hätte ich nicht eine gute Arbeit gemacht, wäre ich nicht da, wo ich heute bin. Insofern ist der Weg von mir in die Politik sicher auch mit der Geschlechterquote meiner Partei verbunden. Der weitere Weg ist aber mit der Qualität meiner Arbeit und mit der Art und Weise, wie ich Politik mache, begründet. Irgendwann war ich keine Quotenfrau mehr.

Ich glaube, manche Politikerinnen werden immer noch als Quotenfrauen betrachtet. Über Jahrhunderte hatten nur Männer das Sagen, und auch wenn es inzwischen Quotenregelungen bei fast allen Parteien gibt, spürt man manchmal noch: „Jetzt sind wir dran.“ Es ist wichtig, dass Frauen und Männer Politik machen, weil Frauen oft eine andere Perspektive auf die Probleme haben. In Ludwigshafen bin ich nicht die erste Oberbürgermeisterin. Meine Vorgängerin war 16 Jahre lang im Amt. Früher gab es auch eine Frauenmehrheit im Stadtvorstand, heute fast nur noch Männer. Das zeigt, dass sich Machtverhältnisse immer wieder ändern – und es muss für die Zukunft klar sein, dass Frauen weiterhin eine aktive Rolle in der Politik spielen.

Lasconi: Ich habe während des Wahlkampfes vermieden, über Misogynie zu sprechen, weil ich sie nicht anziehen wollte. Aber es gibt ein Sprichwort, das ich oft gehört habe: „Die Frau gehört in die Küche.“ Als ich das hörte, habe ich trotzdem Leistung gezeigt – ich habe MasterChef gewonnen.

Aber das entmutigt mich nicht. Schon als Kind war ich sehr „burschikos“ – ich spielte mit den Jungs Fußball, hatte viele männliche Freunde – und ich bin sehr offen,

habe mich nie schlecht gegenüber Frauen verhalten. Ich mochte schon immer Frauen, die schöner und klüger als ich waren, damit sie mich inspirieren, nicht, um sie niederzumachen, wie es leider oft passiert. Am schmerzhaftesten ist jedoch, wenn die Angriffe von den Frauen selbst kommen. Irgendwie denkt man sich: Wir sind doch die Mehrheit in diesem Land. Wenn wir uns gegenseitig unterstützen würden, würden wir heute nicht über häusliche Gewalt sprechen, wie es geschieht, und es gäbe nicht so viele Fälle von Frauen, die an Brustkrebs sterben.



Jutta Steinruck (rechts) und Daniel Cautnic (links)

Haben Ihnen Werte ihrer kulturellen Herkunft geholfen, mit Herausforderungen umzugehen?

Steinruck: Ich komme aus einer Familie mit starken Frauen. Meine Mutter war lebenslang engagiert, gewerkschaftlich und ehrenamtlich, auch wenn sie nie politisch aktiv war. Schon in meiner Familie wurde viel für andere Menschen getan. Mein Vater war selbstständig, und am Frühstückstisch gab es oft Diskussionen aus unterschiedlichen Perspektiven – das hat meinen Blick auf Gesellschaft und Politik geprägt.

Ich bin in einem Stadtteil mit vielen sozialen Problemen aufgewachsen und habe früh gelernt, dass nicht alle die gleichen Chancen haben. Diese Erfahrung hat mich geprägt und erklärt, warum ich mich zu Beginn meiner politischen Arbeit besonders für soziale und beschäftigungspolitische Themen eingesetzt habe: Man darf

keinen Menschen verlieren, oft helfen schon kleine Maßnahmen, um einen guten Weg in die Zukunft zu ermöglichen.

Lasconi: Zunächst einmal sind wir ein gläubiges Volk. Ich glaube, das Wichtigste ist, dass wir demütig sein sollten. Wir sollten nicht nur mit der Brust voranschreiten und prahlen, sondern gute Dinge tun. Das bedeutet, gläubig zu sein: nicht nur zu reden, sondern Gutes zu tun. Ich habe gesehen, dass während des Wahlkampfes sogar mein Kreuz kritisiert wurde, das ich seit 1999 trage.

Hora. Hier in dieser Region ist es, glaube ich, einer der wenigen Orte, an denen das noch praktiziert wird. Vor zehn Jahren hat mich das sehr beeindruckt: Ich kam zu einer Hochzeit in Langenau, es waren vielleicht zweihundert Leute, und alle schlossen sich zum Hora-Tanz zusammen. Hora ist nicht nur ein Tanz. Für mich bedeutet Hora Einigkeit. Es bedeutet „zusammen“ und ist besonders hier in dieser Gegend sehr wichtig. Es gibt so viele tolle rumänische Traditionen, aber uns verbindet auch etwas Negatives: die rumänische Politik, die oft vergiftet ist, voller ehemaliger Securitate- und aktueller Securitate-Leute, und es scheint fast wie ein Fluch. Vielleicht rührt das daher, dass die Ceaușescu an Feiertagen ohne ordentliches Gerichtsverfahren erschossen wurden. Niemand sagt, dass sie es vielleicht nicht verdient hätten, aber sie wurden nicht fair verurteilt – sie mussten schnell hingerichtet werden.

Es gibt viele Nostalgiker*innen. Vielleicht haben sie diese Zeit nicht erlebt und sagen: „Früher haben die Kommunist*innen dir eine Wohnung gegeben.“ Sie haben sie dir nicht gegeben – du warst nie Eigentümer, denn sie gaben nichts auf Eigentum.

Aber die Angst ... die Angst, mit der man zur Schule ging, die Angst, mit der meine Großmutter mich in die Kirche brachte, weil die Lehrer uns überwachten ... Wir konnten nicht einmal Scherze machen! Ein Onkel von mir erzählte einmal einen Witz und wurde von der Miliz so geprügel, dass sein Blut unter der Tür hindurch lief. Wie viele Menschen mussten sterben, nur weil sie sich frei äußern wollten?

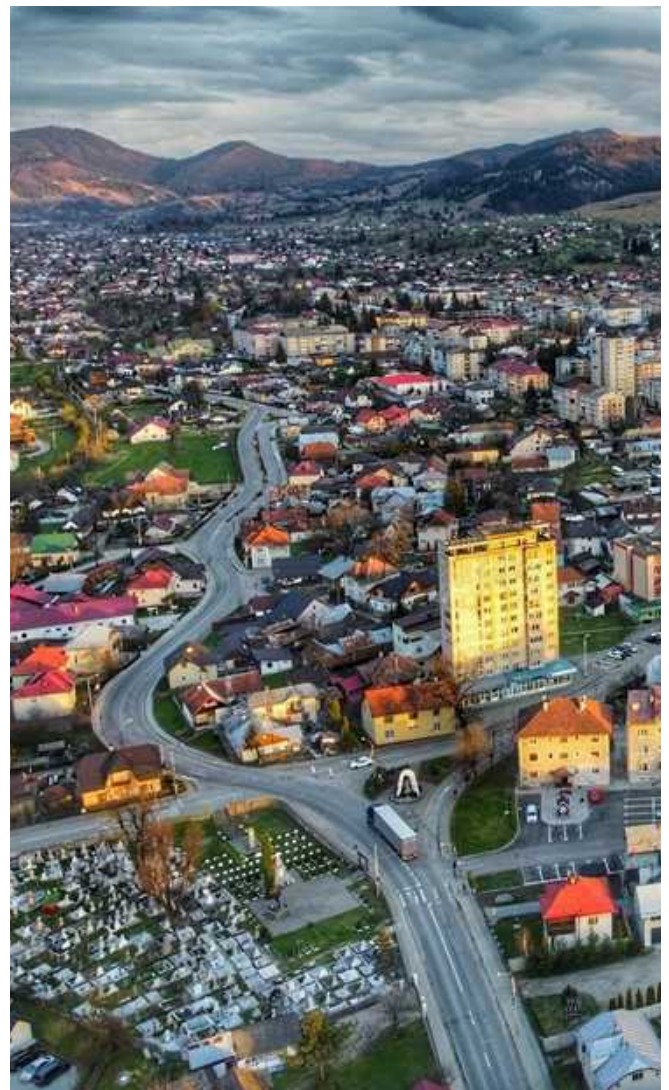
Welche Botschaft geben Sie jungen Menschen mit, die sich politisch engagieren wollen, aber Angst vor Fehlern oder Scheitern haben?

Steinruck: Nie Angst vor dem Scheitern haben. Alles, was man bewegt, ist wie eine Saat – sie geht vielleicht nicht sofort auf, aber irgendwann kann etwas daraus wachsen. Es ist total wichtig, die eigene Meinung einzubringen. Schon kleine Schritte zählen: Als Vorsitzende des Elternausschusses konnte ich zum Beispiel dafür sorgen, dass ein Kindergarten in meinem Stadtteil länger offen bleibt. Politik beginnt oft im Ehrenamt, nicht nur in der Partei. Man kann nicht immer gewinnen, aber man kann zumindest Samen für die Zukunft pflanzen.

Ich wünsche mir, dass sich junge Menschen engagieren. Das hält unsere Gesellschaft lebendig. Wir finden immer weniger Menschen, die sich engagieren wollen und manchmal ist ehrenamtliches Engagement fast wichtiger als politisches Engagement.

Lasconi: Ich würde den Jugendlichen sagen: Habt keine Angst. Ich wurde aus allen Richtungen angegriffen, aber ich bin weitergegangen. Es ist wichtig zu verstehen, dass Politik nichts Abstraktes ist. Wenn du morgens den Wasserhahn aufdrehst und kein Wasser rauskommt, dann ist das Politik. Nur eine, die schlecht funktioniert. Wenn ihr euch nicht einbringt, könnt ihr die Dinge nicht verbessern. Politik kann ein Werkzeug des Guten sein, aber nur, wenn sie von Menschen mit gutem Willen gemacht wird. Leider gibt es heute zu viele korrupte Politiker*innen, die nur an ihre eigenen Interessen denken.

Deshalb brauchen wir euch – die Jugendlichen, die Mädchen, die aufrichtigen und mutigen Menschen. Wenn ihr nicht kommt, wird sich nichts ändern. Wir können nicht alles wie immer machen und erwarten, dass sich etwas ändert. Veränderung wird nicht von oben kommen – sie muss von uns selbst ausgehen.



Langenau/Câmpulung



Ludwigshafen



REICHTUM!



Essay
**Reichtum im Diskurs:
Gedanken zu einer
unbegrenzten Produktion**

Essay
**Die Orgel – ein kleiner
Liebesbrief**

Rezension
**„22 Bahnen“ – Armut
und Aufstieg in
Gegenwartsliteratur**

REICHTUM IM DISKURS: GEDANKEN ZU EINER UNBEGRENZTEN PRODUKTION

ÜBER DAS VERHÄLTNISS VON REICHTUM UND FREIHEIT

KARSTEN RÖMLING

In einer wenig beachteten, im Vergleich zum restlichen Text sonderbar anmutenden Passage in Michel Foucaults zentralem machtanalytischen Werk „Überwachen und Strafen“ gibt dieser eine Gerichtsszene aus dem 19. Jahrhundert wieder. Dabei muss sich der 13-jährige Béasse vor einem Gericht für seine Landstreicherei verantworten. In der Gazette des tribunaux wird berichtet:

„Der Vorsitzende: Man muß zu Hause schlafen. – Béasse: Habe ich ein Zuhause? – Sie leben in ständiger Landstreicherei. – Ich arbeite, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen. – Was ist Ihr Beruf? – Mein Beruf? Erstens habe ich mindestens 36 Berufe und zweitens arbeite ich bei niemandem. (...) [I]ch mache auf der Avenue de Neuilly meine Kunststücke; in der Nacht habe ich die Theater; ich öffne die Wagentüren; ich verkaufe Kontrollkarten; ich bin voll beschäftigt. – Es wäre besser für Sie, in einem guten Haus untergebracht zu sein und dort die Lehre zu machen. – Ach was, ein gutes Haus, eine Lehre, das ist mir zu blöd. Und dann noch der Herr Meister, ein ewiges Murren und Brummen und keine Freiheit. – Fragt nicht Ihr Vater nach Ihnen? – Ich habe keinen Vater mehr. – Und Ihre Mutter? – Auch nicht mehr, weder Verwandte noch Freunde, frei und unabhängig.“

Der Junge entschuldigt sich nicht für seine Delinquenz, sondern er bejaht sie, er bejaht die Nicht-Angepasstheit, er dreht Reichtum und Armut um. Die Deutung in der frühsozialistischen Zeitung *La Phalange*:

„Er hat die Freiheit lieber, auch wenn sie Unordnung ist. Es ist die Freiheit, also die spontanere Entwicklung seiner Individualität, eine wilde und damit rohe und unvollkommene Entwicklung, aber eine natürliche und instinktive Entwicklung.“

Was ist Reichtum? – Freiheit? Die absolute, „übermenschliche“ Emanzipation von Moral? Die vollkommene Immanenz?

Für Kinder, auch jene, die sich der Macht der gesellschaftlichen Erziehung und Normalisierung stärker beugen als der 13-jährige Delinquent, kann Reichtum noch sehr viel sein: Baumrinde, Puzzlen, Popcorn oder die Eltern zu ärgern. Erst mit fortschreitender Sozialisation scheint unser Verständnis von Reichtum immer enger und begrenzter zu werden. Dabei ist die Frage, welchen Dingen, Vorstellungen und Handlungen wir



Wert zuschreiben, von entscheidender Bedeutung für die Organisation unserer Gesellschaft: Für unser kollektives und individuelles Handeln (also: unsere Produktion) und die Ziele dieses Handelns (also: unsere Produkte). Wer oder was prägt den Diskurs über Reichtum?

Reichtum als Machttechnik

Reichtum ist etwas, das wertvoll ist. Die Erzählungen darüber, was wertvoll ist und was nicht, haben eine ähnliche Funktion wie die damit verbundenen Diskurse darüber, welche Arbeit Sinn hat – wann man „produktiv“ ist und wann man „nichts tut“: Sie richten unser Verhalten und unsere gesellschaftliche Produktion so aus, dass wir möglichst „nützlich“ sind für einen ökonomischen und politischen Apparat. So bilden diese Diskurse eine Machttechnik.

Reichtum ist folglich in Maßen zu genießen. Unsere Erzählungen davon, was Reichtum ist, haben auch eine ähnliche Funktion wie unsere Erzählungen davon, was möglich ist: Sie begrenzen unser Handeln auf ein „Maß“, das durch die hegemonialen Kräfte unserer Gesellschaft definiert wird – und das zu überschreiten ein revolutionärer Akt wäre und daher nicht geduldet werden kann. Gegen die sexuelle Freiheit etwa kämpft das Tabu; die Freundschaft wird durch den Leistungsdruck und den biopolitischen Reproduktionsdruck (inkl. der Reproduktion des Lebens durch Fortpflanzung), dem Ideal der Paarbeziehung, angegriffen; und gegen unsere Entfaltung als Individuum, gegen unser kreatives

”

Reichtum ist folglich in Maßen zu genießen.

“

Schaffen richtet sich der ganze Apparat kapitalistischer Produktion, der Kreativität in feste Muster, Rahmen und Zwecke presst und ausbeutet – der sie in ökonomische Innovationskraft ummünzt.

Reichtum muss das notwendige Ziel jedes Einzelnen in der Gesellschaft sein. Dieses Ziel verleiht der eigenen begrenzten Produktion einen Sinn. Mit Wertpapieren viel Geld zu verdienen ist Reichtum; keiner geregelten Arbeit nachzugehen, darf nicht geduldet werden. Man hört sie schon, die Rufe nach Sanktionen, die Bewertung des widerständigen Subjekts nach seinem gesellschaftlichen Nutzen, da es weder schlaflose Nächte damit verbringt, auf den Auf- oder Abstieg von Unternehmen zu spekulieren, noch in einem staubigen Büro die nächste Marketingkampagne für irgendwelche Produkte zu entwerfen.



Vielleicht ist Reichtum das: Das was wir wollen müssen, nicht weil wir es wirklich wollen, sondern weil gesellschaftliche Diskurse uns sagen, dass wir es wollen. In den Worten von Joseph M. A. Servan: „Ein schwachsinniger Despot kann Sklaven mit eisernen Ketten zwingen; ein wahrer Politiker jedoch bindet sie viel fester durch die Kette ihrer eigenen Ideen“.

Widerstand gegen Produktionsnormen

Folgt aus diesen Überlegungen nun, dass wir Produktion stärker danach bewerten sollten, was einer Gesellschaft wirklich „nutzt“, und folglich anders über Reichtum diskutieren sollten? Oder sollten wir diese diskursiven Machttechniken nicht nur „umpolen“, also mit anderen Funktionen und Zwecken versehen, sondern sie stattdessen vollkommen abschaffen?

Michel Hardt und Antonio Negri konzipieren in ihrem Hauptwerk „Empire“ zwei Typen von Macht. Die produktive, aktive, konstituierende Macht der Menge – also die kreative Produktion von uns allen – steht dabei der kapitalistischen, normierenden, reaktiven und ausbeutenden Macht des Empire entgegen. Letztere konzipieren sie als eine Art strukturelle Logik, als inhaltsleeren Mechanismus oder als parasitäre Maschine, die die kreative Produktion der Menge so koordiniert, bündelt, ausrichtet, begrenzt, dass sie ihr schöpferisches Potenzial nie erreichen kann. Für Hardt und Negri ergibt dies die Möglichkeit einer grundlegenden Neuordnung unseres Seins. Die Produktion ist ihrer Meinung nach vollkommen in unseren Händen, wir müssen nur die politisch-ökonomische Macht des Empire abschütteln, die diese strukturiert.

Das ist vielleicht, oder sogar ziemlich sicher, naiv und viel zu einfach gedacht. Woher soll die Kraft kommen, um diese Macht abzuschütteln? Ist die Macht des Empire nicht viel zu allgegenwärtig? In *Überwachen und Strafen* legt Foucault nahe, dass Macht unsere gesamte Existenz determiniert und unseren gesamten Willen produziert. Aber selbst, wenn eine solche Befreiung realistisch wäre: Braucht es nicht auch Normen? Ist es



nicht gut, dass Verhalten reguliert wird? Dass es eine Funktion gibt (bei uns Kapitalismus), die sicherstellt, dass produziert wird, was konsumiert werden möchte?

Produktionsnormen neu denken

Gegen diese Kritik ist wenig einzuwenden. Trotzdem können wir aus dieser Perspektive sehr viel lernen: Diskurse über Reichtum sind Machttechniken, gegen die wir uns prinzipiell wehren können, indem wir die von ihnen konstruierten Normen verändern und uns gegen sie verwehren. Indem wir neue Möglichkeiten eines erfüllten Lebens und einer erfüllten individuellen und kollektiven Produktion aufzeigen. Es geht nicht darum, (Produktions-)Normen vollkommen abzuschaffen, aber es geht darum, sie zu hinterfragen und aufzulockern.

Eine gewisse Arbeit muss sicher geleistet und dazu unter der Gesamtmenge gesellschaftlicher Produzent*innen aufgeteilt werden. Wir alle brauchen etwas zu essen, eine Feuerwehr, Krankenversorgung, etc. Die ganze Produktion, die über unsere Grundbedürfnisse hinausgeht (Labubus, Chai Latte, etc.) – und damit ein großer Teil der privatwirtschaftlichen Produktion –, kann prinzipiell aber viel freier gestaltet werden. Nur wo lässt sich da die Grenze ziehen? Und wie lässt sich eine solche Umgestaltung von Arbeit unter den Bedingungen des internationalen Wettbewerbs realisieren? Wichtig ist, und dazu soll dieser Artikel beitragen, in Zeiten des „kapitalistischen Realismus“ (Mark Fisher), des Populismus und der Rückkehr nationalstaatlicher Konflikte nicht zu resignieren, sondern weiterhin utopisch zu denken.

”

Die Möglichkeit einer grundlegenden Neuordnung unseres Seins.

“

Das neue Burberry

Die Must-Haves

„ICH KENNE UNGLAUBLICH VIELE TRAUERIGE SEELEN IN EINER OBERFLÄCHLICH SCHÖNEN WELT.“

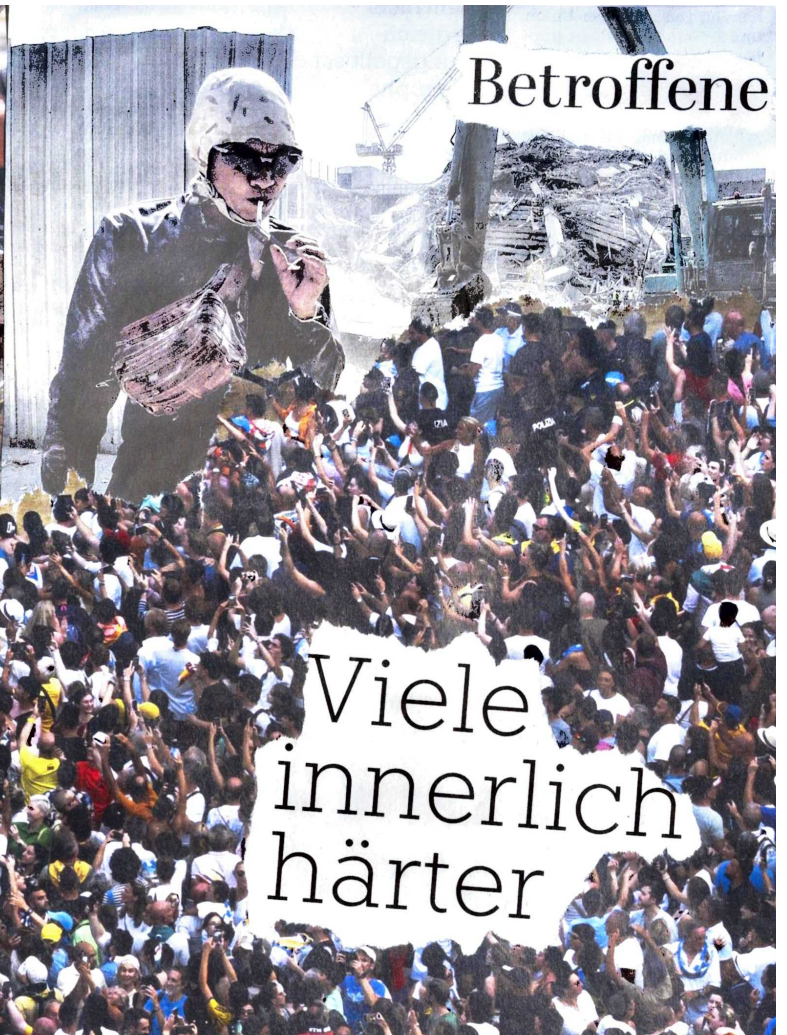
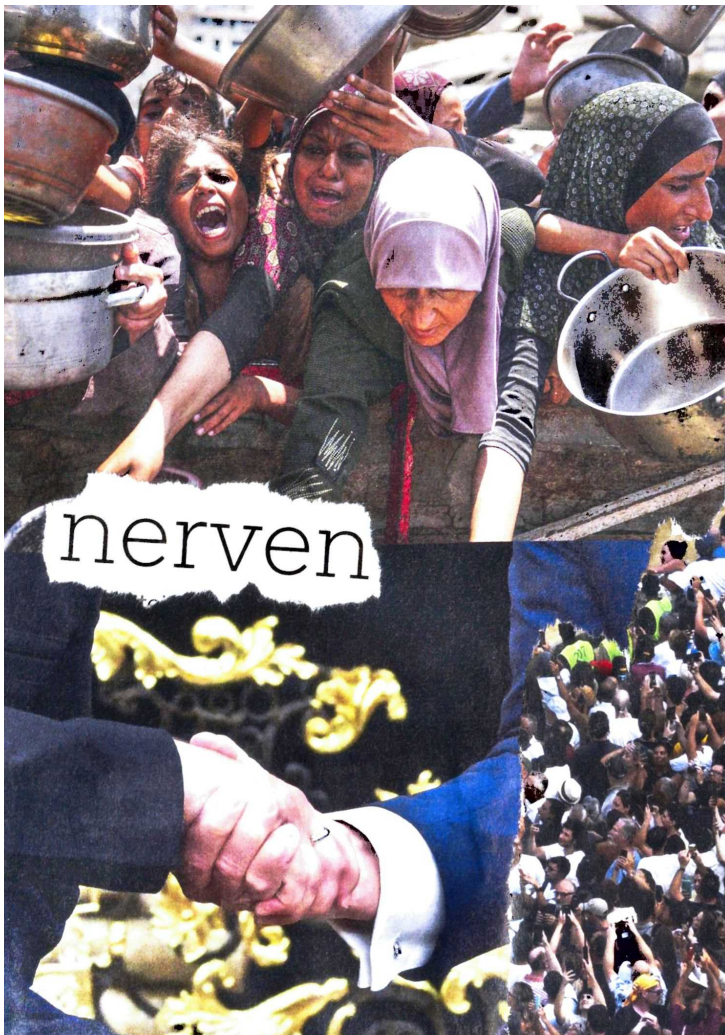
„PESSIMISTISCHE MENSCHEN HABEN NICHT HÄUFIGER RECHT, SIE LEBEN NUR UNGLÜCKLICHER.“

Man begehrt den Aston Martin, die Birkin-Bag oder das Rothko-Gemälde, weil das Herz bei der Kaufentscheidung viel lauter schreit als der Kopf.





FRIEDEN GENIEßEN



DIE ORGEL – EIN KLEINER LIEBESBRIEF

ÜBER DEN REICHTUM EINES MUSIKINSTRUMENTES

BENEDIKT MAUSE

Kennt Ihr das „Phantom der Oper“? Genauer, das gleichnamige Lied? Oder kennt Ihr das „Davy Jones“ Thema aus Fluch der Karibik? Für die Experten*innen: Toccata und Fuge in d-Moll (BWV 565) von Bach? Alle diese Lieder haben ein gleiches Element – sie setzen auf die Orgel als Instrument. Ihr ist dieser Artikel als „kleiner Liebesbrief“ gewidmet.

Die Kultusministerkonferenz zählt 2017 50 000 Orgeln im Einsatz in Deutschland. Mit rund 400 handwerklichen Orgelbaubetrieben, 2 800 Mitarbeitenden, 3 500 Hauptamtlichen und zehntausenden ehrenamtlichen Organist*innen sind Orgelbau und Orgelmusik in Deutschland Teil des immateriellen UNESCO-Weltkulturerbes. Allein die über 44 000 Kirchen (Zahlen aus 2021,

DIE ZEIT) geben vielen eine Heimat. Dazu kommen Konzerthäuser. Gegen all diese Zahlen allerdings eine Frage: Wann habt Ihr das letzte Mal einer Orgel zugehört? Die sinkenden Gottesdienstbesuche sind wohl an keiner*m vorbeigezogen. Und wer geht schon zu einem Orgelkonzert, wenn er nicht gerade mit einem Seniorenreiseveranstalter den Hamburger Michel besucht? Irgendwie schade, bedenkt man den Reichtum, den dieses Instrument mit sich bringt.

Abgesehen vielleicht von einer Stradivari oder dem Klavier von Beethoven, gehört die Orgel zu den größten und teuersten Instrumenten der Welt. Wobei es auch nicht „die Orgel“ gibt. Eine Reihe von Bauweisen und zahllosen einzelnen Konfigurationen bilden eine Instrumentenfamilie, die voller Individualität und im wahren Sinne des Wortes Reichtum ist. Einerseits ist eine Orgel ein raum-einnehmendes Objekt, von außen schon eine Art Skulptur, die durch filigrane Holzarbeit bestechen kann. An der Orgel des Bonner Münsters finden sich beispielsweise ein Astronaut oder Soldaten mit Maschinengewehr. Andererseits besteht eine Orgel aus tausenden von Pfeifen, die verschiedenste Töne und Geräusche erzeugen. Eine Gruppe von Pfeifen





Klais-Organ, St. Remigius in Bonn

bildet ein Register, kann einzeln oder mit anderen Registern zusammengespielt werden und klanglich fast alles – von der menschlichen Stimme bis zur spanischen Trompete oder der Querflöte – darstellen. Teilweise lassen sich Orgeln koppeln, an Orten wie dem Passauer Dom kommt der Ton gar „aus der Decke“ und erzeugt eine Art „Surround-Sound“. Die dort stehende größte Orgel Europas umfasst gekoppelt 17 974 Pfeifen bei 229 verschiedenen Registern. Die Orgel ist wohl das einzige Instrument, das allein einen dreidimensionalen Klang erzeugen kann. Am Ende spielt ein Mensch ein Orchester.

Ohne zu sehr auszuschweifen: Nehmt diesen Text vielleicht als Einladung. Betrachtet nicht nur die beiliegenden Bilder, sondern geht einfach mal wieder in eine Kirche und schaut nicht nur nach vorne, sondern auch nach hinten. Lasst euch auf einzigartige Handwerkskunst ein und lasst den nächsten Mittagsschlaf vielleicht von einer Orgel begleiten – entsprechende Konzerte oder Möglichkeiten gibt es zumindest in

Bonn reichlich. Für 12 € bietet St. Josef in Beuel regelmäßig Konzerte internationaler Künstler*innen an. Kostenlos gibt es mittags um 12.15 und abends um 18 Uhr Gottesdienste im Bonner Münster, die in der Regel von einem Organisten oder einer Organistin begleitet werden und an deren Ende oft eine Improvisation folgt. Auch die Kreuzkirche Bonn ist kirchenmusikalisch sehr aktiv. Wer sich in einer Kirche zu unwohl fühlt, kann auch nach Konzerten in der Beethovenhalle Ausschau halten. Wenn ihr Klavier spielt: Oft bieten Kirchenmusiker*innen auf Anfrage die Möglichkeit, kostenlos das Instrument auszuprobieren.

Musiker*innen wie Anna Lapwood, Organistin der Royal Albert Hall London, erreichen auf Insta und TikTok Millionen Menschen: Mit Arrangements aus Interstellar oder von Ludovico Einaudi. Bei einem entsprechenden Konzert war der Andrang sogar für den Kölner Dom zu groß. Vielleicht ist das Orgelpublikum der Zukunft einfach anders als früher – und ihr ein Teil davon?



„22 BAHNEN“ – ARMUT UND AUFSTIEG IN GEGENWARTSLITERATUR

JAKOB FELDMANN

TW: *Alkoholmissbrauch, Suizidversuch*

„22 Bahnen“ habe ich mehr aus einem widerwilligen Bedürfnis, wissen zu wollen, wegen was sich da zerrissen wird, und weniger aus großem Interesse am Buch an sich gekauft. Besonders auf BookTok war der Debütroman von Caroline Wahl eine Kontroverse. Nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch und vor allem wegen Aussagen der Autorin wurde wochenlang hitzig diskutiert. Wahl äußerte sich beispielsweise, dass sie enttäuscht und wütend sei, nicht zum Deutschen Buchpreis nominiert zu sein. Sofort hagelte es Kritik. Andere witterten Sexismus. Hätte ein Mann eine ähnliche Äußerung gemacht, empfinde man diese als cool, so die Autorin selbst.

Neben diesen twitteresken Diskussionen wird aber, man glaubt es kaum, auch über den Inhalt des Romans gesprochen. Wahl erzählt die Geschichte der Mathematik-Studentin Tilda, die noch immer mit ihrer kleinen Schwester Ida und ihrer alkoholkranken depressiven Mutter zusammenlebt. Tilda wird dadurch gezwungen, die Rolle der Mutter zu übernehmen und muss zusätzlich an der Supermarkt-Kasse das Geld für die Familie verdienen. Zur Uni pendelt sie jeden Tag pro Richtung eine Stunde mit dem Bus. Jetzt, zum Ende ihres Masterstudiums, erhält sie eine aussichtsreiche Gelegenheit auf eine Promotionsstelle in Berlin und fragt sich, ob die 10-jährige Ida bereit ist, auch ohne sie klarzukommen.

Tildas einziges Ventil in diesen streng getakteten Tagen sind ihre Freibadbesuche, bei denen sie stets 22 Bahnen schwimmt, die, wie sie selber sagt, nur ihr gehören. Während der Tag, an dem sie sich entscheiden muss, nach Berlin zu gehen oder nicht, immer näher rückt,

nehmen die Konflikte mit ihrer Mutter weiter zu. Immer wieder kommt es zu Wutanfällen und schlimmen Aussetzern. Gleichzeitig tritt Ivan in ihr Leben. Er ist der Bruder eines verstorbenen Freundes von Tilda und schnell wird klar, dass zwischen den beiden eine Beziehung heranwächst. Ivan, der inzwischen aus ähnlich prekären Verhältnissen aufgestiegen ist, ist schließlich auch einer der ausschlaggebenden Gründe, weshalb sie sich für die Promotion in Berlin entscheidet.

Grundsätzlich stellt Caroline Wahl Armut realistisch und alltagsnah dar. Sie wählt keinen romantisierenden Blick und zeigt viele konkrete Belastungen wie Pen-

deln, Care Arbeit, prekäre Jobs und emotionale Daueranspannung. An einigen Stellen wirkt diese Darstellung allerdings auch eher flach und sehr stereotypisch. Beispielsweise wenn ständig darauf hingewiesen wird, dass die Familie auf „gut und günstig“-Produkte angewiesen ist. In der Öffentlichkeit fiel die Bewertung gemischt aus. Besonders die Darstellung der Konflikte mit Tildas Mutter ist häufig positiv aufgefallen, während negative Kommentare oft darauf abzielen, dass Wahl selbst aus einem bürgerlichen Kontext kommt. Ein Kritikpunkt, der emotional möglicherweise nachvollziehbar ist, jedoch weit an der Realität des Literatur-schaffens vorbeischießt.

In „22 Bahnen“ wird Armut stark individualisiert. Strukturelle Ursachen oder sozialpolitische Probleme bleiben vollständig außen

vor. Nie wird die Frage nach gesellschaftlicher Verantwortung oder politischer Vernachlässigung gestellt, immer bleibt der Fokus auf persönlicher Schuld, Disziplin und Aufstieg. Das kann man kritisieren. Allerdings spiegelt sich darin auch sehr stark der Zeitgeist wider. Tilda, die in der ersten Person die Erzählperspektive



bildet, ist schließlich genauso Tochter der neoliberalen Ordnung, wie wir alle. Jeden Tag muss sie sich auf's Neue der Verantwortung stellen, die ihr von der Gesellschaft nicht abgenommen wird. Im Grunde hat sie keine Zeit zu fragen, warum niemand da ist, der ihr hilft, warum sie arbeiten muss, während ihre Kommiliton*innen ihr Studium finanziert bekommen, warum niemand eingreift, wenn ihre Mutter einen Suizidversuch unternimmt. Auch wenn sich Tilda möglicherweise eine solidarischere Gesellschaft herbeiwünscht, liegt nah, dass es aus ihrer Sicht in der Gegenwart keinen Zweck hat, dafür zu kämpfen.

Diese ungeschönte emotional-atmosphärische und opportunistische Darstellung von Armut ist aus meiner Sicht eine klare Stärke des Romans. Problematisch wird es allerdings ab dem Punkt, an dem Ivan eine größere Rolle spielt. Ab den ersten Begegnungen der beiden wirkt die Beziehung flach und vorhersehbar. Ivan kommt plötzlich als mysteriöser, reicher, attraktiver und erfolgreicher Mann in Tildas Leben und bietet ihr eine Perspektive und Stabilität. Da er selbst aus ähnlichen Verhältnissen aufgestiegen ist, ist er sicher eine Vorbild- und Retterfigur für Tilda. Für die Lesenden entsteht der Eindruck, Armut sei nur durch individuelle Leistung, Fleiß und eine*n Partner*in „aus der besseren Welt“ zu überwinden. Dadurch werden auch die strukturellen Faktoren, die möglicherweise bewusst ignoriert werden, plötzlich indirekt legitimiert. Erzählt wird ein klassisch neoliberales Aufsteiger*innennarrativ.

Das ist schade. Die gut erzählte Realität Tildas verliert so auch massiv an Potenzial, eine gesellschaftliche Debatte zu starten. Diese Möglichkeit stand sicher auch im Raum. Schließlich lag der Roman lange auf Bestseller-Listen vorne und hat auch durch seine eingängige Lesbarkeit viele Menschen zum Nachdenken angeregt. Der Gedanke, dass diese Leser*innen schließlich doch nur in ihrem Bild bestätigt wurden, frustriert.

Trotzdem hat die Lektüre des Romans unterhalten. Caroline Wahl hat einen für die heutige Popliteratur sehr typischen schnörkellosen und parataktischen Erzählstil. Besonders die Dialoge wirken oft wie ein Schlagabtausch und geben so auch das Gefühl von Tildas Rastlosigkeit und Anspannung wieder. Man hat das Gefühl, ganz nah dabei zu sein und fiebert mit Tilda und Ida in Höhen und Tiefen mit. Eine hervorragende erzählerische Idee ist auch das Ratespiel, welches Tilda immer an der Supermarktkasse spielt. Diese Anekdote taucht wiederholt auf. Sie versucht dabei immer, anhand der

Produkte, die sie über den Scanner zieht, zu erraten, was für eine Person an der Kasse steht.

„22 Bahnen“ ist die Lebensrealität vieler junger Menschen in Deutschland. Es ist eine Geschichte, die den Nerv der Zeit trifft und viele Leser*innen packt. Caroline Wahl gelingt es, die Überforderung, Enge und Erschöpfung einer jungen Frau im Spannungsfeld von familiärer Verantwortung und prekärer Lebenslage unmittelbar erfahrbar zu machen. Die Stärke des Romans liegt dabei definitiv weniger in analytischer Tiefe als vielmehr in atmosphärischer Dichte; Weniger in politischer Reflexion als vielmehr in emotionaler Erfahrbarkeit. Zugleich verschenkt Wahl viel Potential: Die Einführung Ivans und das damit verbundene Aufstiegsnarrativ wirken klischeehaft und reproduzieren jene vereinfachenden Vorstellungen von Armut, von denen sich der Roman an anderer Stelle

eigentlich absetzt. Dass die Autorin strukturelle Fragen konsequent ausspart, macht die Geschichte zwar kohärent aus Tildas Perspektive, begrenzt aber ihre gesellschaftliche Relevanz. „22 Bahnen“ bleibt trotz alledem lesenswert und ist definitiv eines der besseren Bücher, die in den letzten Jahren in Deutschland als Bestseller galten. Auch wenn das Potential nicht überall voll ausgeschöpft wird, ist fast alles tiefer als die üblichen Verdächtigen von Fitzek und Co.

”

Nie wird die Frage nach gesellschaftlicher Verantwortung oder politischer Vernachlässigung gestellt, immer bleibt der Fokus auf persönlicher Schuld, Disziplin und Aufstieg.

“



Caroline Wahl

REDAKTIONSSCHLUSS

Auch wenn alle Artikel eingereicht sind und sich unser Layout-Team an die Arbeit macht, kommt der politische Betrieb nicht zum Stillstand. Daher wollen wir dieses neue Format nutzen, um nach dem Redaktionsschluss in kurzen Beiträgen einzelne aktuelle Ereignisse aufzugreifen. Viel Spaß beim Lesen!

Wer hat an der Uhr gedreht?
Ist es wirklich schon so spät?
Stimmt es, dass es sein muss:
Ist für heute wirklich Schluss?



Kant, Merz und Probleme im Stadtbild – ein Gedanke

11/07/25 – Jakob Feldmann

Auf dem Friedensplatz duftet es nach Butter Chicken, in einem vorbeifahrenden Auto hört jemand „Ferkat Al Ard“, ein amerikanischer Tourist telefoniert lautstark mit einem Freund, viele Menschen wuseln über den Platz. Einige Bonner*innen auf dem Weg zum Einkauf kreuzen sich mit ein paar Student*innen aus dem Sauerland, die verzweifelt versuchen herauszufinden, warum ihr Bus nicht auf der Abfahrtstafel steht. Sie wenden sich an eine Tochter iranischer Einwanderer, die auf den gleichen Bus wartet und dieses Problem vom tagtäglichen Pendeln nur zu gut kennt. Tausend Menschen aus hundert Ländern gehen alle ihren Dingen nach. Der Platz gleicht einem Wimmelbild mit Eindrücken für alle Sinne.



Auf seinen geliebten Spaziergängen durch Königsberg wird Immanuel Kant ein ganz anderes Bild beobachtet haben. Noch dazu hat er das Umland seiner Geburtsstadt nie verlassen. Vielleicht schreibt der eigentlich transzendent und reflektiert denkende Philosoph auch deshalb so rassistisch und herabblickend über die Menschen außerhalb von Europa. Das relativiert seine rassistischen Positionen nicht, spielte aber möglicherweise auch eine wichtige Rolle bei seiner Meinungsbildung.

Das von Friedrich Merz als problembehaftet bezeichnete Stadtbild deutscher Städte ist heute vielfältiger als zu Kants Zeiten und ein kultureller Reichtum für uns alle. All diese Einflüsse, sie ersetzen nicht die „deutsche“ Kultur oder „überfremden“ sie gar, sie ergänzen sie. Sie werden Bestandteil der Kultur, die hier gelebt wird. So wie auch Globalisierung, Migrationsgeschichten und -schicksale Teil deutscher Geschichte sein werden, erweitern sie unseren Horizont und lassen uns weiterdenken. Hoffentlich sogar weiter als Kant.

Julian Kamps: Phänomen der „faulen“ Gen Z?

11/08/25 – Elisa Madelung

Ein ehemaliger GNTM-Kandidat kritisiert den 8-Stunden-Arbeitstag – und löst damit ein bemerkenswertes mediales Echo aus. 38 Sekunden dauert das TikTok, das der 25-jährige Julian Kamps am 21. Oktober 2025 postete: „Ihr wollt mir doch nichtsagen, dass das das Leben ist. Ich hätte jetzt legit 3 ½ Stunden, um zu leben, damit ich morgen früh wieder fit bin, um auf die Arbeit zu gehen. Das kann’s doch nicht sein.“

Man fühlt sich unmittelbar an die hitzig geführten Diskussionen rund um die Vier-Tage-Woche und die angeblich so faule Gen Z erinnert. Noch im Mai diesen Jahres betonte Friedrich Merz mindestens ebenso medienwirksam wie Julian Kamps: „Wir müssen in diesem Land wieder mehr und vor allem effizienter arbeiten. Mit Viertagewoche und Work-Life-Balance werden wir den Wohlstand nicht erhalten können.“ Auch Kamps ruderte am 28. Oktober im Sat.1 Frühstückfernsehen wieder zurück, indem er seine Zustimmung zur 40-Stunden-Woche signalisierte.

Nichtsdestotrotz wirft die Debatte interessante Fragen auf – etwa nach dem Wert, den wir Arbeit und Freizeit beimessen, oder nach unserer Rolle und unseren Pflichten in dieser Gesellschaft. Zudem lässt sich die strikte Trennung zwischen Erwerbstätigkeit und „Leben“ in Frage stellen. Denn für viele geht die Arbeit nach dem „Feierabend“ in Form von Kinderbetreuung, Angehörigenpflege, Ehrenamt oder Haushaltstätigkeiten weiter, während andere Leidenschaft und Erfüllung in ihrem bezahlten Job finden. Nicht zuletzt stoßen wir wieder auf die Kernfrage dieser Ausgabe: Was bedeutet Reichtum wirklich – und wie kommen wir dorthin?

”

Für viele geht die Arbeit nach dem ‚Feierabend‘ [...] weiter, während andere Leidenschaft und Erfüllung in ihrem bezahlten Job finden.

“



Mit dem Privatjet an die Macht: Erfolgreiche Unternehmer*innen als neues Ideal?

11/11/25 – Florian Kommer

In den USA reißt ein Immobilienmilliardär die Demokratie ein, in Tschechien wird der rechtskonservative Milliardär Andrej Babič wohl erneut Premierminister, und der Milliardär Berlusconi dominierte jahrzehntelang die italienische Politik. Es scheint so, als ob in den letzten 30 Jahren immer mehr Politiker*innen extremen Reichtum und schäftlichen Erfolg aufweisen können und deswegen gewählt werden.

”

*Für diese klassische ‚Ochsentour‘ [...] wird immer mehr abgelöst von Quereinsteiger*innen, die sich gegen das Partei-Establishment stellen.*

“

Das ist bemerkenswert, weil sich die Biografien von Politiker*innen in etablierten Demokratien sonst häufig sehr von denen der wirtschaftlichen Eliten unterscheiden haben. In Deutschland, aber auch in anderen Ländern wie Frankreich oder England führte der Weg zur Macht traditionell eher über Plakate kleben und endlose Kreismitglieder*innenversammlungen. Diese klassische „Ochsentour“, die auf der Kommunalebene oder in Partei-Jugendorganisationen beginnt, wird immer mehr abgelöst von Quereinsteiger*innen, die sich gegen das Partei-Establishment stellen und die ihre Lorbeeren außerhalb der Politik gewonnen haben. Ich argumentiere, dass es drei Gründe für diese Entwicklung gibt.

Erstens sind reine Politiker*innen einfach out. Das Misstrauen gegenüber dem politischen Establishment ist durch Korruptionsskandale und Austeritätspolitik so angewachsen, dass Outsider*innen sehr gut ankommen, vor allem wenn sie Geld haben. Denn zweitens werden Wahlkämpfe immer teurer und wer seinen ganzen Wahlkampf aus der eigenen Tasche zahlen kann, der hat bessere Chancen. Und drittens ist heute auch der Staat ein Business. Politik und Verwaltung sollen heute so kund*innenorientiert, digital und effizient sein wie ein gut geölter Konzern. Und wer kann das besser umsetzen als ein*e Unternehmer*in, der*die sich genau darin bewiesen hat?

Die einzig gute Sache an diesem Politiker*innen-Typus ist wahrscheinlich, dass sie für Linke die perfekten Gegner*innen bilden: In New York ist mit Zohran Mamdani ein Sozialist Bürgermeister geworden, auch weil er sich als cooler Underdog im Kampf gegen eine übermächtige Allianz aus Superreichen präsentieren konnte. Auch die Wiedergeburt der Linken im Bundestagswahlkampf lässt sich damit erklären, dass linke Rhetorik besonders gut fängt, wenn der politische Gegner Multimillionär mit zwei Privatjets ist.

Luxus als das neue Normal? Unsere Jugend braucht wieder mehr Bodenhaftung!

11/15/25 – Oliver Kaiser

”

Nur wer viel kauft, konsumiert und besitzt und sein Leben öffentlich zelebriert, ist Teil der Community.

“

Luxus und ein Leben im Überfluss nehmen auf sozialen Medien eine zentrale Rolle ein und spiegeln den Wunsch vieler junger Menschen nach Anerkennung und sozialem Status wider. Im vergangenen Jahr nutzten mehr als 70 Prozent der 16- bis 19-Jährigen die einstige Kreativitätsplattform TikTok, welche sich neben Instagram als ein Ort globaler Konsummaschinerie entwickelt: #BookTok, Hauls, Unboxings, Beauty- und Fitnessroutinen und insbesondere das Phänomen des Luxusshoppings normalisieren einen neuen Stil des Reichtums: Designer-Marken, exklusive (Welt-)Reisen, schnelle Autos und hauptsächlich Konsum. Influ-

encer*innen inszenieren ein Lifestyle-Narrativ, welche eine vermeintlich erstrebenswerte Realität des Luxus und des Massenkonsums zum neuen Inbegriff von Erfolg, Anerkennung und Attraktivität entwickelt. Der Konsum vor allem von Luxuswaren ist zur Sucht geworden, nur wer viel kauft, konsumiert und besitzt und sein Leben öffentlich zelebriert, ist Teil der Community.

Junge Nutzende werden schnell in einen gefährlichen Strudel aus Impulskäufen, Überforderung und Oberflächlichkeit gelockt, welche durch psychologische Mechanismen die Aufmerksamkeit auf neue tagesaktuelle Konsumtrends lenkt und einem zu verstehen lässt: Nur wer konsumiert gehört dazu! Emotionen wie Neid und Sehnsucht werden gezielt verstärkt und durch Algorithmen eingesetzt, um ein Verhalten zu etablieren, sich bewusst mit Millionen zu vergleichen. Ein unrealistisches Luxusleben ersetzt eine zunehmend verdrängte Realität. Eine deprimierte Jugend begleitet vom nächsten Haul bekannter Fast-Fashion Marken.



Diese Trends führen schnell zur Überschuldung, sinnfreien Konsumentenscheidungen, Klarna-Schulden und einer auf Pump finanzierten Lebensinszenierung, welche den Wert einer nachhaltigen Konsumorientierung vermissen lässt. Immer mehr Menschen verschulden sich für Luxusgüter, vermeintliche Must Haves und den kurzlebigen Konsum. Kredite, Ratenkäufe, „Buy Now, Pay Later“ sind einfacher nutzbar trotz dem Druck neuer Regulierungen. All dies sind Hilfsmittel einer materialistischen Wohlstandsgeneration, welche durch falsche Vorbilder und bewusste Inszenierung von den Problemen unserer Zeit ferngehalten werden: Frust, Anpassungsdruck und krankhafter Perfektionismus als Kompensationsmittel globaler Krisen.

Anstelle sich Verhaltensänderungen zu stellen und sich eigenständig zu hinterfragen, um soziale, ökologische und wirtschaftliche Abhängigkeiten zu beseitigen, werden gerade diese durch den nächsten Konsumtrend in den Schatten gestellt. Das Ziel unserer Zeit muss demnach lauten: Mehr Regulierungen, mehr Ehrlichkeit und mehr Finanz- und Medienkompetenz wagen, um Jugendliche vor dem Verlust gemeinsamer Werte zu sensibilisieren und Konzerne und Influencer*innen zur Verantwortung zu ziehen.

Keine Kontrolle im Kontrollgremium

11/18/25 – Jakob Feldmann

Das parlamentarische Kontrollgremium ist eine kleine Gruppe ausgewählter Abgeordneter, die umfassende Informationen über die Geheim- und Nachrichtendienstarbeit in Deutschland erhält. Einen so tiefen Einblick bekommt neben der Bundesregierung keine weitere Institution gewährt. Umso wichtiger, dass die gewählten Parlamentarier*innen und insbesondere die Opposition die Arbeit der Geheimdienste auf diese Weise überwachen kann. Aus diesem Grund ist vorgesehen, dass im Gremium auch Oppositionelle proportional zu ihrer Fraktionsgröße vertreten sind.

”

30.000.000 Wähler*innen [werden] lediglich von einem einzigen Abgeordneten vertreten.

“

Zum Zeitpunkt des Schreibens (18.11.2025) werden die 30.000.000 Wähler*innen, die nicht Union oder SPD gewählt haben allerdings lediglich von einem einzigen Abgeordneten vertreten: Konstantin von Notz von den Grünen. Drei weitere Mitglieder stellt die Union, zwei Mitglieder*innen die SPD. Somit hat das Gremium nicht seine übliche Größe von neun bis 13 Mitglieder*innen erreicht. Kandidatinnen der Linken (außerdem zwei Kandidaten der AfD) wurden bisher abgelehnt und bis auf weiteres scheinen die Posten nicht vergeben zu werden. Ein zweifelhafter Dank dafür, dass die Partei Friedrich Merz den zweiten Kanzlerwahlgang ermöglicht hat. Begründet wurde die Ablehnung der linken Kandidatin Reichinnek beispielsweise mit ihrer extrovertierten Art; Es werde befürchtet, dass sie möglicherweise sensible Informationen an die Öffentlichkeit tragen könne. Unions-Mitglieder sind derweil in der Vergangenheit bereits mit blanken Falschaussagen in Pressekonferenzen aufgefallen. Scheinbar ist es bequemer, die Arbeit der Geheimdienste mit Lügen zu decken, als zu riskieren, dass Bürger*innen über mögliches Fehlverhalten aufgeklärt werden. Aber wie wichtig kann die Kontrolle geheim operierender Organe im Zusammenhang mit Stichworten wie Verfassungsschutz oder hybride Kriegsführung schon sein?

DIE REDAKTION



LAYOUT

Arne

Lotta

Elisa



Nadine

Johanna



FS-VERTRETUNG

Nadine

Jakob

HEYHEY WIR SIND DAS POLITICUM :)

Einmal im Semester veröffentlichen wir unsere Fachschaftszeitung (Politik & Soziologie) mit Artikeln, Collagen, Gedichten und sonstigen kreativen Ideen von den Studierenden der Uni Bonn. Wer gerne mitmachen möchte, ist jederzeit herzlich willkommen! Bei uns kann man Redigieren, Layouten, Social Media gestalten, Veranstaltungen mitorganisieren und neue Ideen mitbringen :) Sprich uns gerne an, schreib uns auf Instagram @das.politicum oder eine E-Mail an politicum@fs-sozpol.de und komm dazu!

EURE REDAKTION



SOCIAL MEDIA



Arne

Daniel



IMPRESSUM

Herausgegeben von

Fachschaft Politik und Soziologie
Johanna Krautkrämer (v.i.S.d.P.)

Redaktion

Daniel Cautnic, Jakob Feldmann, Valentina Konych,
Johanna Krautkrämer, Elisa Madelung, Benedikt
Mause, Arne Seyffert, Lotta Siemon, Nadine Stover

Mit Texten von

Niklas Brückmann, Daniel Cautnic, Jakob
Feldmann, Rebecca Groß-Ahr, Oliver Kaiser, Florian
Kommer, Valentina Konych, Elisa Madelung,
Benedikt Mause, Hanna Navarro, Jonas Pfitzner,
Karsten Römling, Leander Sachs, Milena Tragsdorf,
Keno Vitzthum, Paul Weißenfels

Gestaltung & Layout

Johanna Krautkrämer, Elisa Madelung, Arne
Seyffert, Lotta Siemon, Nadine Stover

Cover

Johanna Krautkrämer

Das **POLITICUM** ist die Zeitschrift der Fachschaft
für Politische Wissenschaft und Soziologie der
Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.
Es erscheint seit mehr als 30 Jahren, seit dem WS
22/23 wieder regelmäßig einmal pro Semester.

Die in den einzelnen Artikeln vertretenen Meinungen
spiegeln nicht die Ansichten der Redaktion oder
die der Fachschaft Politik und Soziologie wider.
Die Autor*innen sind für den Inhalt ihrer Beiträge
selbst verantwortlich.

Redaktion POLITICUM

Fachschaft Politische Wissenschaft und Soziologie
Am Hofgarten 15
D-53113 Bonn
politicum@fs-sozpol.de
www.fs-sozpol.de
Erschienen: Dezember 2025



Fotovermerk & Grafiken, Illustrationen

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m.
= Mitte, u. = unten

Grußwort vom Vorsitz S. 1 m. Fachschaft für Soziologie
und Politik der Universität Bonn; S. 1 u. Jonah Kleinings
„**Old Money Aesthetic**“ S. 6 privat; S. 7 Felicitas Berkmann
Viel Spiritus, wenig Sanctus – Reichtum der Kirche
S. 8 Wikimedia Commons: CC BY-SA 3.0 ([https://
creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/deed.en](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/deed.en));
S. 9 o. r. Wikimedia Commons: Martin Kraft, CC BY-
SA 4.0 ([creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/
legalcode](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode)); S. 11 Anouk Millitzer

**Die wohlhabendsten 10 % Deutschlands – zwischen Lehrer*in
und Millionär*in** S. 12 Milena Tragsdorf; S. 13 o. r. Milena
Tragsdorf; S. 13 u. m. Milena Tragsdorf

Gar nicht so komplex! S. 14 Maria Hembers

„**Der Schliplose**“ – **das Portrait eines Armen?** S. 16 Wikimedia
Commons: Pablo Valadares/Câmara dos Deputados
CC BY 3.0 ([https://creativecommons.org/licenses/
by/3.0/deed.de](https://creativecommons.org/licenses/by/3.0/deed.de)) Seitenränder leicht zugeschnitten

Collage Parallelwelten S. 18 u. 19 Eva Schlusemann u.
Samantha Hoffmann

**Im Fokus: Sicherheit als Reichtum – Schluss mit dem
gegebenen Frieden?** S. 21 o. Wikimedia Commons:
Raimond Spekking, CC BY-SA 4.0 ([https://commons.
wikimedia.org/wiki/File:Hart_aber_fair_2025-03-17-
7080.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hart_aber_fair_2025-03-17-7080.jpg), [https://creativecommons.org/licenses/by-
sa/4.0/legalcode](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode)); S. 21 u. Yana Kolestova

Reichtum? Was reicht S. 24 Hanna Navarro

Ruhe – unbezahlbar? S. 25 Katrin Largova; S. 27 Lin

Wir können nicht reicher werden, wenn die Umwelt ärmer wird
S. 30 o. m. Jakob Feldmann

Human Resources (Fotostrecke) S. 40 u. 41 Rebecca Groß-
Ahr

Im Fokus: Stolpern und Aufstehen Frauen – in der Politik
S. 43 Laurențiu Pistol; S. 45 Robert Krus; S. 46 Wikimedia
Commons: Ionel Curcan, CC BY-SA 4.0 ([https://
creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de));
S. 47 o. Wikimedia Commons: Dominik Lott, CC BY-SA
2.5 ([https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.5/
deed.de](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.5/deed.de)); S. 47 u. Edda Dunemann

Reichtum! Collage S. 48 Lilli Uotzian

Reichtum im Diskurs S. 50 Karsten Römling; S. 51 Karsten
Römling

Collage gimme more S. 52 Theresa Seelwiesche

Collage Frieden genießen S. 53 o. Ciara Samol

Collage S. 53 u. Helene Rahrbach

Die Orgel – ein kleiner Liebesbrief S. 54 Benedikt Mause;
S. 55 o. Benedikt Mause

„**22 Bahnen**“ – **Armut und Aufstieg in Gegenwartsliteratur**
S. 56 privat (nutzbar im Sinne des Presserechts);
S. 57 Wikimedia Commons: Elena Ternovaja, CC BY-SA
3.0 ([https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/
deed.en](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/deed.en))

Redaktionsschluss S. 59 privat; S. 60 Wikimedia
Commons: Gage Skidmore, CC BY-SA 2.0 ([https://
creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0/de/deed.de](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/2.0/de/deed.de))

Das Politicum S. 62 alle Fotos privat

Letzte Seite: S. 64 Karsten Römling



ÜBER GELD SPRICHT MAN NICHT



◇ Mit Beiträgen von ◇

Niklas Brückmann	Elisa Madelung
Daniel Cautnic	Benedikt Mause
Jakob Feldmann	Hanna Navarro
Rebecca Größ-Ahr	Jonas Pfitzner
Oliver Kaiser	Karsten Römling
Florian Kommer	Leander Sachs
Valentina Konych	Keno Vitzthum
Milena Tragsdorf	Paul Weißenfels

◇ Unsere Themen ◇

Old Money Aesthetic	Die Orgel
Postwachstum	Portrait José Mujica
Vermögensverteilung	
Nachrichtendienste	IM FOKUS
Reichtum der Kirche	Frauen in der Politik
Ruhe als Luxus	Militarisierung
Dialekte	TAGESPOLITIK